Festschrift

zum Zehnjahresfest der Siebenbürgischen Zeitschrift Klingsor

1924/1934



10 Jahre Klingsor

Festschrift

zum Zehnjahresfest der

Siebenbürgischen Zeitschrift

Klingsor

Geleitet

von Heinrich Zillich

Kronstadt, 31. März 1934

Gedruckt in der Markusdruckerei zu Schäßburg

Inhaltsverzeichnis

Heinrich Zillich. Erinnerungsaufsatz ... 7
Heinrich Zillich. Inschrift nach zehn Jahren ... 11
Erwin Wittstock. Bedrängnis ... 12
Gerhard von Mutius. Die Entführung des Ganymed ... 17
Erwin Neustädter. Am Schwarzen Meer ... 20
Otto Folberth. Der Meierhof von Urlow ... 20
Michael Wolf-Windau. Der dichtende Bauer ... 24
Hans Wühr. Die kleine Stadt ... 25
Ernst Jekelius. Hermann Stehr ... 28
Egon Hajek. Weisheit und Würde ... 32
Erwin Reisner. Geschichtslose Kunst ... 33
Misch Orend. Das neue deutsche Lebensgefühl ... 43
Jon Sân-Giorgiu. Der Leierkasten ... 46
Emil Witting. Der Maler Nagy Imre ... 46
Otto Alscher. Das Erdbeben ... 50
Wilhelm Staedel. Um unsere Jugend ... 53
Hans Lienert. Die linke Wange ... 61
Heinrich Zillich. Idealismus und Wirklichkeit ... 64
Hans Kaufmes. Das Generationsproblem in unserer sächsischen Bauernschaft ... 67
Kurt Scherg. Mutter im Herbst ... 71
Hermine Pilder-Klein. Sinn und Berechtigung des Frauenstudiums im dritten Reich 71
Hermann Klöß. Eine Offizierswitwe ... 77
Bernhard Capesius. Sprache und Volkstum ... 81
Alfred Pomarius. Der Charakter ... 84
Heinrich Zillich. Kühle Verheißung ... 89
Unser Echo ... 90

Bildbeilagen

Hans Eder. Christuskopf ... 12–13
Fritz Kimm. Zeichnung ... 20–21
Grete Csaki-Copony. Stilleben ... 28–29
O. G. Netoliczka. Knabenbildnis ... 36–37
Nagy Imre. Am Bache ... 44–45
Hans Guggenberger. Kopf einer männlichen Figur ... 52–53
Heinrich Schunn. Malajeschker Kamine auf dem Butschetsch ... 60–61
Eduard Morres. Siebenbürgische Berge ... 68–69
Grete Depner. Frauenbüste ... 76–77
Waldemar Schachl. Singende Schüler ... 84–85

*

Die Beiträge dieser Festschrift sind dem März-, April- und Maihefte dieses Jahrgangs der Zeitschrift Klingsor entnommen. Die Bildbeilagen erschienen ebenfalls in der Zeitschrift. Leider war es unmöglich, die Klischees einiger anderer Künstler, die unbedingt in diese Reihe gehört hätten, aufzufinden.

Am 1. April 1924, vor zehn Jahren also, erschien das erste Heft der Zeitschrift Klingsor. Es lag vor uns, die wir es seit Monaten schon geplant hatten, in seinem orangfarbenen Gewand. Mir war es, als sei nun die Luft leichter, in der ich atmete. Wir waren in der Präge des Krieges seelisch und geistig vorgeformt worden; in uns wogte das Ahnen einer größeren, reineren und mutigeren Welt als die, durch deren Brachland wir, noch ohne festes Ziel, aber voll Zielwitterung schritten. Diese Zeitschrift sollte uns das Mittel bieten, das eigene Erleben und Wissen zur Form zu bringen, aus der Witterung das Grundsätzliche zu finden, aus dem Fühlen die Wirklichkeit zu beeinflussen, in das Leben den Sinn zu tragen.

Sinnschaft und nicht Wissenschaft war unser Leitwort.

Wir trieben unsere Wurzeln vielfältig in den Boden der Heimat. Wir suchten dieser Erde heimlichen Rhythmus und Geist, fanden aus der sächsischen Bescheidung zum siebenbürgischen Nachbar und boten ihm die Hand. Aber dunkler und zwingender erklang uns immer die Melodie unseres in der Jugend durch das Blutopfer gezeichneten Lebens; Melodie, die wir traumhaft aus dem zauberischen Namen Klingsor zu hören vermeinten: Melodie der Neugeburt, der neuen Wege, nicht nur für Heimat und Land, sondern für unser ganzes Volk, so weit es siedeln mag; Weg auch zurück zu den Quellen des Seins, zu den Müttern des Lebens und zu dem Vater der Ewigkeit.

Es war unser Glück, daß die erahnte Zeit mit uns wuchs, daß sie sich selbst wandelte, uns ähnlicher wurde, aus der Fülle ihrer großen Klärung in den letzten Jahren auch die geistigen Ziele

der Zeitschrift festigte, sie immer geeigneter machte, ihren Kulturaufgaben zum Nutzen unseres Volkes, der Mitnationen, des Staates nachzukommen, an dem fruchtbar mitzuarbeiten wir seit je unsere Volksgenossen aufforderten.

Der innere Kern unserer Haltung mußte sich niemals wandeln. Was sich wandelte, war nur das Taggebundene, was sich verschob, war der Nebel der Frühe, aus dem wir jetzt in den Mittag schreiten. Freudig sehen wir hinter uns in der Helle die Jugend angetreten, marschbereit und geschlossen. Der Weg, den sie geht, den zogen wir. Wir traten ihn durch das Dickicht und so mag sie fester auftreten als wir, mehr zupackend sein und weniger schweifend. Sie wandelt doch unsere Bahn und zusammen schreiten wir weiter.

An Gegnern fehlte es uns nie. Sie sind älter geworden und darum eifernd. Aus der Gilde unserer Mitarbeiter mußten einige die Heimat, die ihnen kein Brot gewährte, verlassen, die ungastlichste den geistigen Menschen, die härteste für Künstler, Träumer und Dichter. Und wenn auch heute mancher unter dem Mißverstehen leidet, so erscheint es uns nur noch als der gewohnte Begleittakt unserer Straße: Gekrächz der Spießbürger.

In den Blättern unserer zehn Jahre liegt gesammelt, was an wesentlichem Gut bei uns gedacht, gesucht und gefunden wurde, was auf allen Gebieten nach innerem Werte strebte und der Enge der Selbstgerechtigkeit und der Tagestrift entschwang, was politisch gärte und geformt wurde, was Sinnen und Wahrheit bedeutete. Hier versammelte sich zehn Jahre lang auch das künstlerische Streben des deutschen Volkes unserer Breiten. Daher war Lachen und Weite, Witz und Spott, Sturm und Ernst, Weinen und Leidenschaft in unseren Blättern. Ihr könnt sie nicht wegdenken aus der letzten Entwicklung dieses Volkes. Darum fand dessen innere, pflügende Wandlung hier ein deutliches Spiegelbild und Wegmal. Unser Stolz ist es, daß wir von Jahr zu Jahr mehr zur Mitte des Bleibenden und Gültigen wurden und zum Richtmaß. Unser Stolz, daß uns niemand half als die Überzeugten, daß uns niemand

zur Seite trat als die Suchenden, die Angerührten, die Lauschenden. Draußen wohl, im Reich, draußen bei den anderen Nationen, wurde uns auch äußere Ehre zuteil; hier, in der Heimat, ging es um mehr: um die Aufgabe.

Jenen aber, die uns dabei zuwuchsen, Freunden und Förderern aus der Gefolgschaft, aus der Schar jener Männer, die der Zeitschrift einmal hilfreich beisprangen, als sie in Not geriet vor einem Jahrfünft, sei Dank über Dank für ihre Treue! Dank sei dem Mitgründer der Zeitschrift Gust Ongyerth, Dank den Mitarbeitern hierzulande, aus unserem Volk und den anderen und fern im Reich den vielen, die für uns wirkten, uns durch Zuruf befeuerten!

Dank aber vor allem Dir Du geliebtes Bergland, Dank Dir Tal und Wald, Dank Dir Wolkenzug und Winterschnee, Wetter und Stern, aus denen wir im Aufblick und Erdblick immer wieder Kraft sogen, den Weg weiterzugehen, der oft schwer und mühsam und undankbar war, doch auch der Ernte schwere Lust bot.

Dank und Verpflichtung für die Zukunft, die uns der Ziele größtes enthüllt: inmitten des Kampfes um Gesinnung und Wahrheit, vor dem Lichte der Aufgabe, im Dienste des Volkes, des Denkens, des Urteilens, der Kunst und des Lebens, tiefer als bisher den Anschluß zu finden an die durch das Schicksal des Kommenden schimmernde göttliche Ewigkeit!

Heinrich Zillich

Inschrift nach zehn Jahren

Von Heinrich Zillich

Groß liegt das Land in den tausend Armen der Berge.
Groß ruft der Wald, der ihre Schultern ersteigt.
Groß wölbt der Himmel darüber, wogend in Wolken, die Fernen.
Wogen laufen durchs Korn und Wogen flüstern im Weinlaub.
Wogen ziehn mit den Herden langsam hinaus in die Weiden.

Mit der Schare des Pfluges stürzen die Bauern die Brache.
Stöhnend rufen sie Gott in vielen Sprachen zum Segen,
wenn sie den Samen werfen, und ihre Frauen umfassen,
daß sie Söhne gebären, daß ihre Ähren sich neigen.

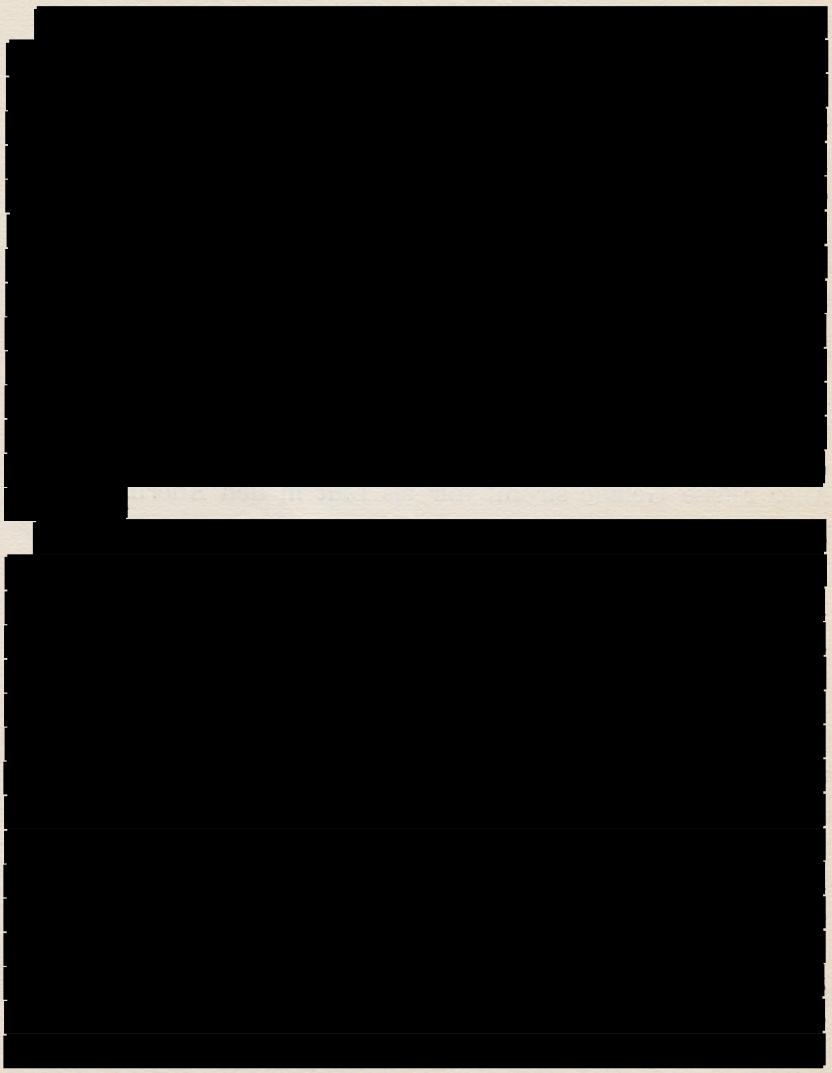
Aller Flüsse Gefälle strömt mir als Blut in den Adern.
Aller Wälder Atem dehnt mir der Lungen Raum.
Aller Täler Fruchten wächst mir im Pulsen des Fleisches.
Alles Volkes Sehnsucht spricht aus dem eigenen Mund.

Und wie der Bauer die Garben juliumglutet bindet,
blick ich ins heimische Feld, wiege das Werk auf den Armen,
zähle die Fuhren und werf auch die Spreu der Irrung ins Maß.
Dank sei dir Gott, daß sich die Wagschale senkt.

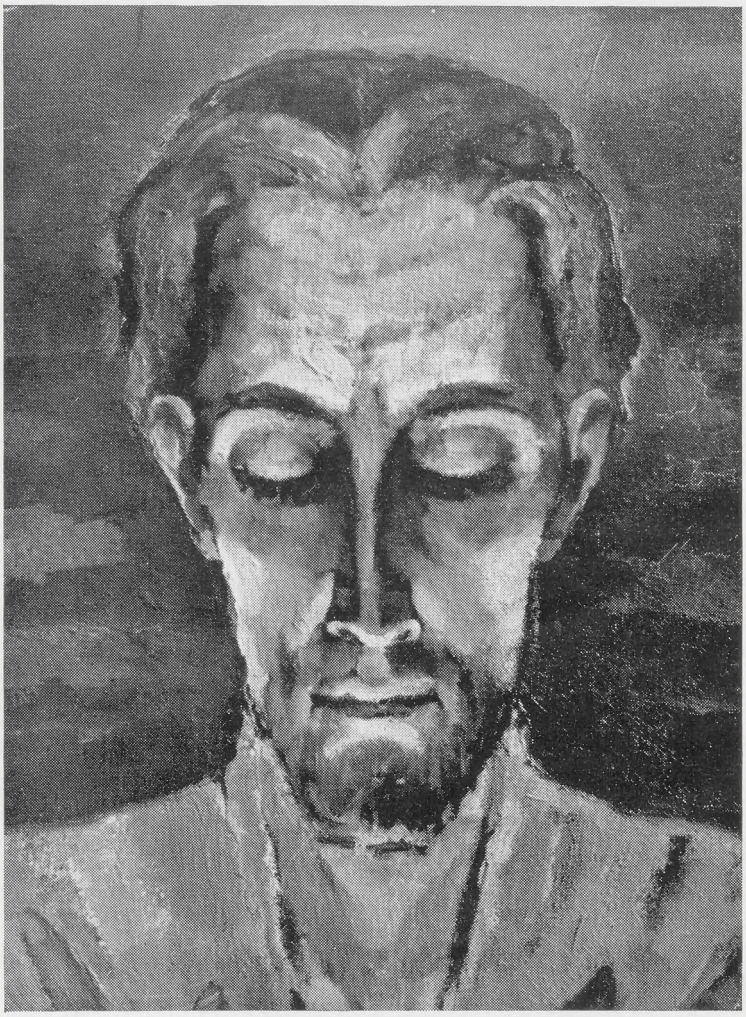
Denn dem deutschen Ruf horcht ich bei Tag und bei Nacht.
Kriege und Gräber und Not, ach und das größere Wagnis:
Geist und Sendung und Zucht
stand wie Feuer geprägt in meiner Stirne und glühte.
Irrend fand ich den Weg und irrend verlor ich ihn nie!

Bedrängnis*

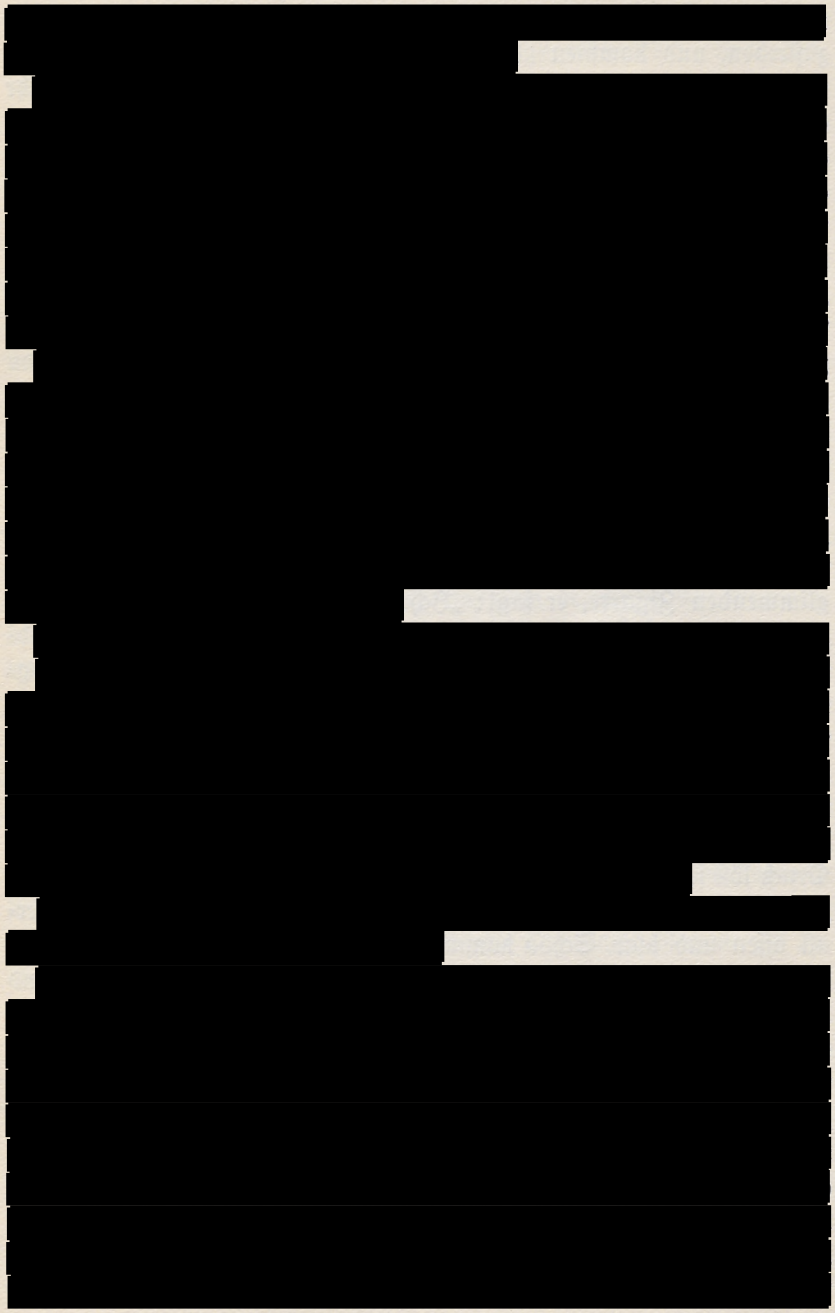
Von Erwin Wittstock

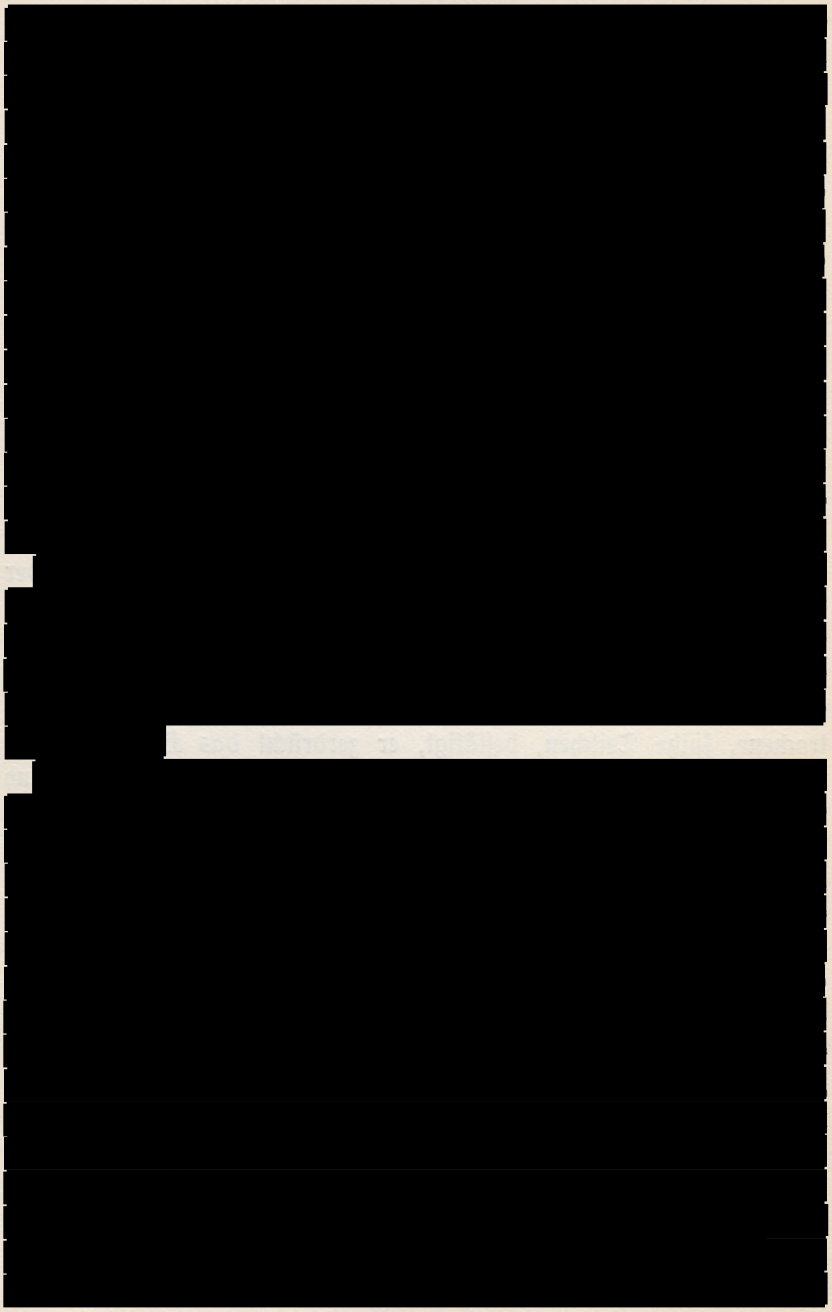


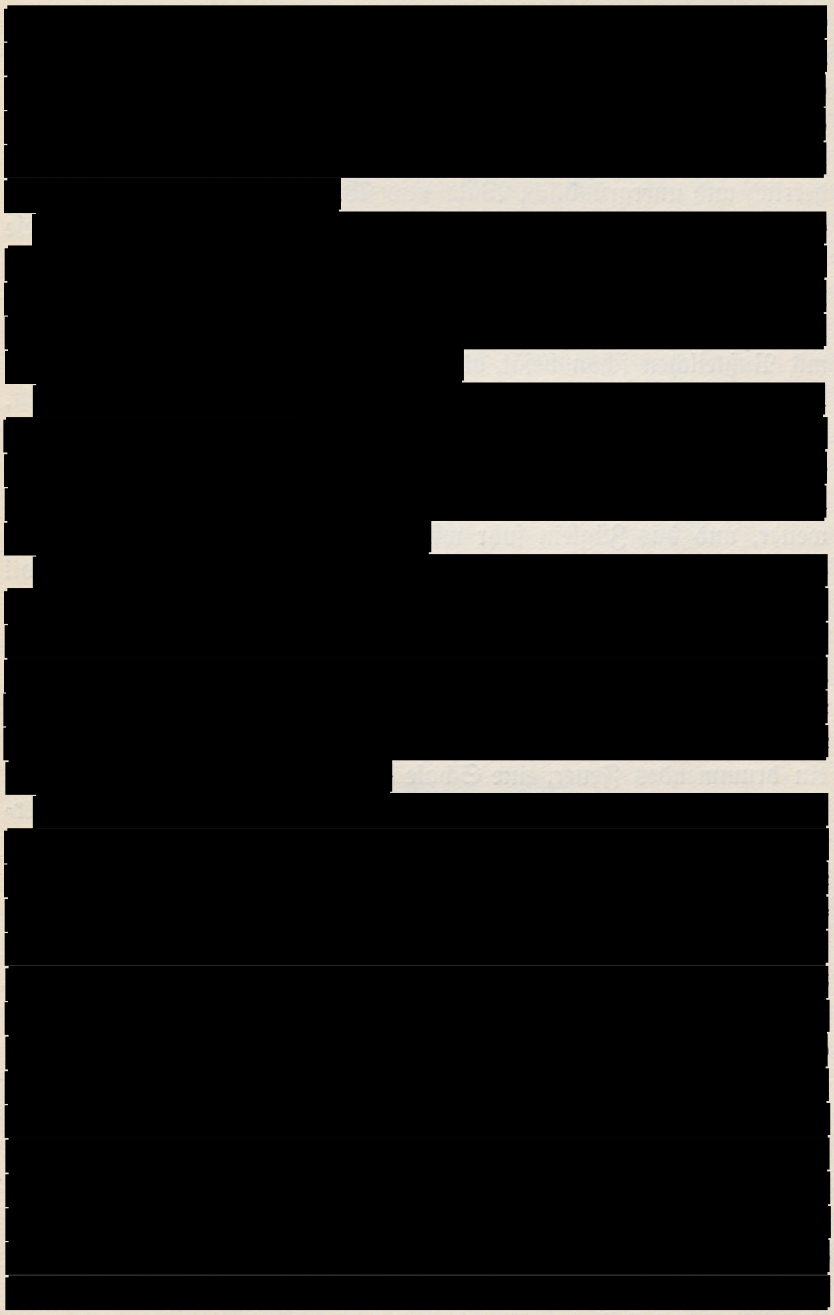
* Diesen Abschnitt entnehmen wir E. Wittstocks Roman „Bruder, nimm die Brüder mit", der vor Kurzem im Albert Langen-Georg Müller-Verlag in München erschienen ist.

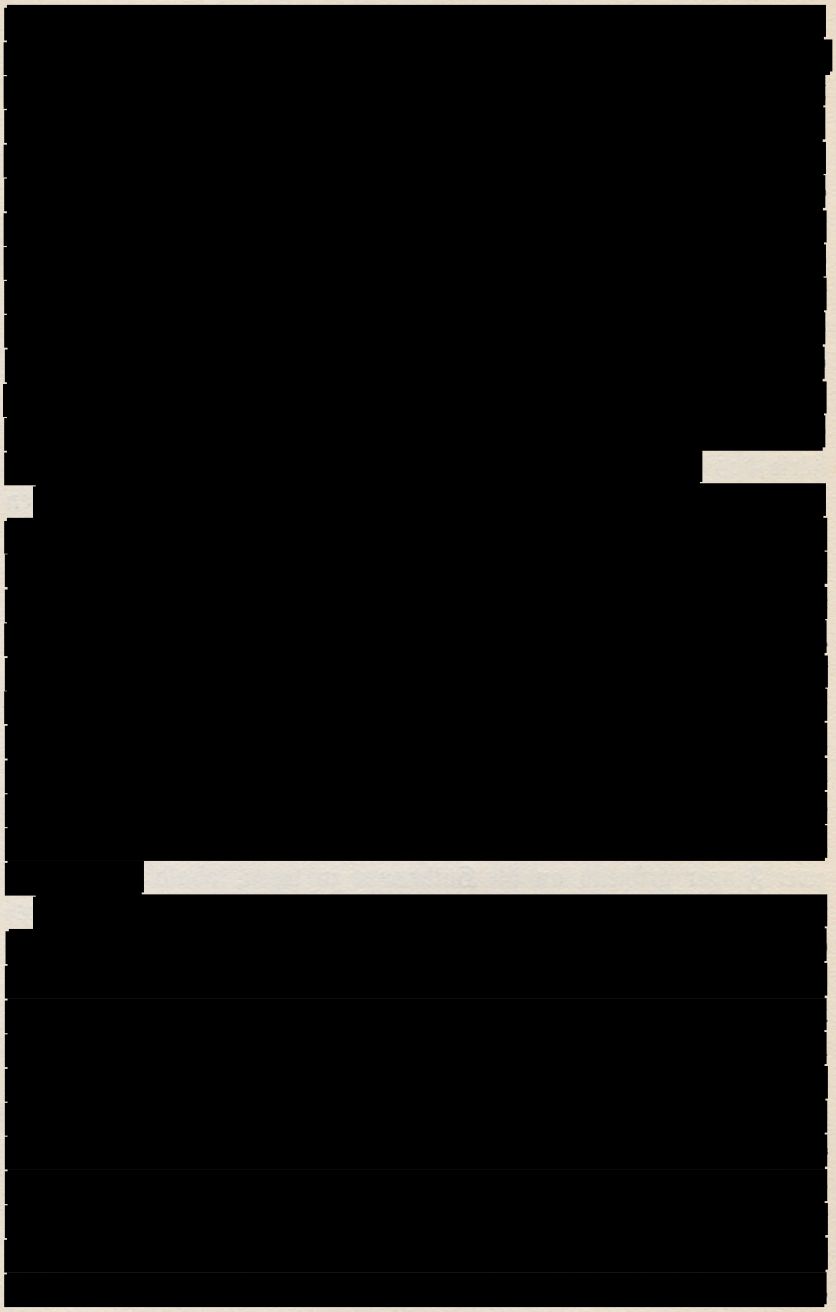


Hans Eder, Christuskopf











Die Entführung des Ganymed

Von Gerhard von Mutius

Als im 20. Buch der Ilias, Aneas dem ihn schmähenden Peliden seinen Stammbaum entgegenhält, heißt es:

„Aber von Tros erwuchsen die drei untadligen Söhne,
Ilos, Assarakos und der göttliche Held Ganymedes,
welcher der schönste war der sterblichen Erdenbewohner,
ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
wegen der schönen Gestalt, daß er lebte mit ewigen Göttern."

Und im 5. Buch der Ilias werden die edlen Rosse erwähnt, die Zeus dem Tros einst als Entgelt für den geraubten Ganymed geboten hatte.

Zwei Motive scheinen diese älteste Form der Ganymedessage zu beherrschen: Die Götter begehren das Schöne und wollen ihm nahe sein, und das Schöne muß dem Verfall entzogen, aus den Zufällen des Menschengeschicks gerettet werden. Die edlen Rosse als Gegen-

geschenk lassen dann den Ganymed beinahe nur als schönen Sklaven erscheinen, der den Göttern verkauft wurde.

Die Form, in der sie uns heute noch lebendig ist, gewann die Sage erst durch die bildende Kunst des 4. Jahrhunderts v. Chr., welche den Ganymed durch den Adler des Zeus rauben ließ. Seitdem gehören Ganymed und der Adler zusammen. Wir besitzen z. B. noch aus der letzten klassizistischen Epoche von Thorwaldsens Hand eine reizvolle genrehafte Plastik, wie der Knabe den Adler füttert. Als Entführung durch den Adler gewinnt der Mythus aber noch einen besonderen Gehalt. Da rückt das Erschreckende des Ergriffenseins durch den mächtigen Vogel, das Ungewohnte des Fliegens in den Vordergrund. Nun wird die Begegnung mit dem Erhabenen, ganz Anderen zum beherrschenden Motiv der Ganymedesdarstellung. Wie der Mensch unter dem gewaltigen, dunklen Flügelrauschen des Schicksals zum komischen, erbärmlichen Wicht wird, der sich gegen das Göttliche sträubt und aus Furcht das Wasser nicht halten kann, zeigt das bekannte Rembrandtbild der Dresdner Galerie. Während der Renaissance ist in die Behandlung antiker Stoffe — man denke an Shakespeare — vielfach ein ironisierender Ton eingedrungen. Erhabene Ironie ist das Element der Rembrandtschen Darstellung des Ganymedesraubes. Aus einer rings im Dunkel versinkenden Landschaft erhebt sich mit gewaltigem Flügelschlag der riesige Vogel, um seine Beute zu entführen. Ganymed ist darauf kein schöner Knabe, sondern ein dickes, weinendes und strampelndes Kerlchen — man könnte sich einen Shakespeareschen Narren darunter denken —, dessen unter dem hochgezogenen Kleid erscheinendes Bäuchlein und Beinchen einem kleineren Kinde gehören könnte, während Kopf und Gesicht auch schon wieder alt aussehen. Nichts erinnert mehr an den Aufstieg zum seligen Olymp. — Wenn das Erhabene sein kleines Dasein berührt, wird der Mensch oft hilflos wie ein Kind und klammert sich an die Gewohnheit wie ein Greis.

In dem Antiquarium des Berliner Museums befindet sich aber auf der Rückseite eines antiken Spiegels eine in Bronze getriebene Darstellung der Entführung des Ganymed, bei der der Jüngling leidenschaftlich hingegeben am Halse des Adlers hängt und Göttliches und Menschliches in glühender Umarmung sich begegnen. Die Sehnsucht der Götter nach dem Schönen und der Drang des Jünglings empor zum Göttlichen ergreifen sich in heißer Wechselliebe.

Und plötzlich stehen wir mitten im Gastmahl des Platon und lauben den Wettkampf der Tischgenossen zum Preise des Eros zu hören und schließlich die Worte der Diotima:

> „Wer also bis dahin zur Liebe erzogen wurde und das Schöne in seiner Ordnung erkennt, der wird ganz am Ende als letzte Weihe seiner Liebe ein Wunderbares erblicken und die große Schönheit der Schöpfung erschauen; er wird das erschauen, Sokrates, um dessentwillen alle Mühen und Wege waren; er wird das Schöne schauen, das da ewig da ist und niemals wird und niemals vergeht und nicht reicher wird und nicht verliert . . .
> . . . Ja, Sokrates, wer immer von dort unten, weil er den Geliebten richtig zu lieben wußte, emporzusteigen und jenes ewig Schöne zu schauen beginnt, der ist am Ende und vollendet und geweiht." . . . . . .

Daß hier ein tiefster Ton unseres Wesens anklingt, der auch in ganz anderen Zeiten und Zonen und in ganz anderen Bildern Ausdruck sucht, dafür sei schließlich an einen kleinen japanischen Goldlack erinnert, der auch in Berlin zu sehen ist. Es ist Nacht und offenbar einsam und kalt. Unter funkelndem Sternenhimmel sitzen auf einem Felsvorsprung drei Affen. Der eine friert und hat sich zusammengerollt. Er hat nur ein negatives Verhältnis zu dieser Unendlichkeit. Der zweite fürchtet sich wenigstens schon und klammert sich ängstlich an seinen Genossen. In dem dritten aber erwacht die große Sehnsucht, und er greift mit viel zu langem Arm nach einer fern im Meer der Gestirne auftauchenden Mondsichel!

Die „Erforderlichkeit des Unmöglichen", so benannte Kurt Riezler vor 20 Jahren dieses Thema. In der japanischen Darstellung scheinen der revolutionäre Glaube und die große Liebe, die hinter diesem Gedanken stehen, mit der ironischen Kühle und Ferne zu verschmelzen, die der nächtliche Anblick des Alls ausströmt.

Wir leben, um zu hinterlassen

Moeller van den Bruck

Am Schwarzen Meer

Von Erwin Neustädter

Mählich, allmählich entsteigt das Land hier dem Meer;
Immer wieder läßt von den Wellen sichs streicheln
Und zögert sehr
Dem eigenen Wesen sich anzugleichen.

Im weichen Gewoge der Dünen
Schwingts den verbrausenden Fluten nach
Und nur allgemach
Errnhts in den feldergelben und grünen
Ebenen Weiten.

Wie hoch ragt das Haupt in den Raum!
Wie viel ist ihm untertan!
Fern, ganz wolkenblau fern ein Saum —
Glitt jemals der Blick die Berge hinan?!

Hier hält sich kein Ragen und trotzig Bestehn —
Wie über leeren Meeren des Rauches Fahnen
Weithin erspähbar eine Weile sich hissen und blähn —
So die des Staubes allhier;
Sie steigen und ziehn und verwehn
Und lassen sehr ferne Wege ahnen.

Der Meierhof von Urlow

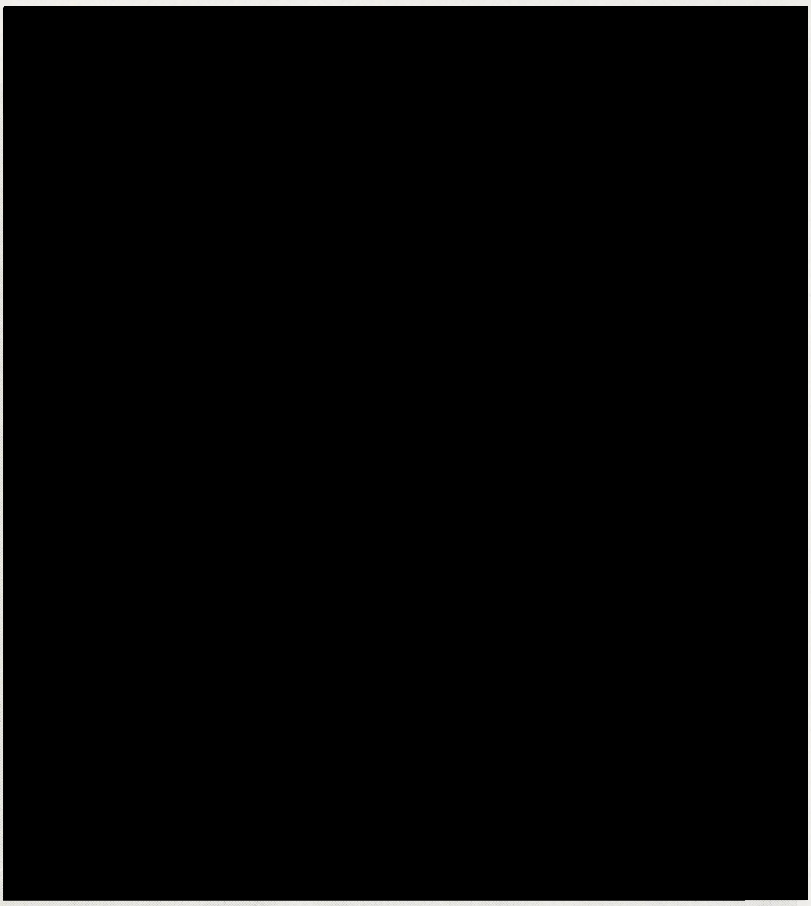
Bruchstück einer Kriegserzählung

Von Otto Folberth

Am nächsten Morgen hört Möß ein sonderbares Trommeln über seinem Kopf. Er öffnet die Augen, aber sehen läßt sich nichts. Er hebt den Arm — da stößt er gegen eine feuchte Wand. Regentropfen fallen ihm ins Gesicht.

Ach so! Gerös Bursche hatte während der Nacht, als es zu regnen begann, beide mit einer Zeltbahn zugedeckt.

Im Regen setzen sie den Vormarsch nach Osten fort. Im Regen über das Schlachtfeld von Urlow.



Fritz Kimm. Zeichnung

Dieser graue, immerfort fallende Vorhang tut eigentlich wohl. Tut wohler jedenfalls, als Möß bei Anbruch des Morgens befürchtet hat. Versucht er nicht, zartfühlend, einen Schleier um Dinge zu hüllen, die man am besten nicht sieht?

Als habe man gestern und vorgestern den schweren Kampf nur hinter den Kulissen her verfolgt, genau so ist es, und trete jetzt erst auf die offene Bühne, die noch alle Spuren der grausigen Ereignisse bewahrt.

Der Meierhof — endlich sieht Möß den vielgenannten Meierhof Urlow — liegt auf einer Bodenschwelle jenseit der Strypa. Die ist hier, an ihrem Oberlauf, größer nicht als ein Wiesenbächlein. Spärliche Baumgruppen umstehen die weitläufigen Wirtschaftsgebäude, dürre, zerzauste Akazien. Ragen sie mit ihren hilflos-hängenden Armen in der nebeligen Ferne nicht wie trauernde Gestalten eines Kalvarienhügels in den Tränenhimmel?

Sonst ist alles Gelände ringsum weit und kahl und unbegrenzt. Wohin man auch blicken mag, man kann es nur irrend tun, man gleitet immer wieder zurück, man findet keinen Ruhepunkt für das Auge außer an den düsteren Umrissen des ragenden Meierhofs.

Anders als zwischen den Grashügeln der Artilleriestellung ist hier alles bebaute Steppe. Breite Ackerstreifen zeigen den Strom der Arbeit an, der sich von einem Horizont zum andern über sie bewegt hat. Auf den Streifen stehen, soweit das Auge reicht, in regelmäßigen Abständen Kornkreuze, tausende, hunderttausende von Kornkreuzen. Ihre gelben Haufen sind wie Zahnreihen, unendlich viele Zahnreihen mit dunkeln Lücken und Zwischenräumen, sind wie Zinnen übereinander getürmter Mauern einer befestigten Stadt. Hier mag der Schnitt gerade erfolgt sein, als die russische Front an der Zlota-Lipa zerbrach.

Dömner, dem Bauern, dem Richtvormeister des Geschützes, gehen die Augen über.

„So viel Frucht! Nein, so viel Frucht!“ sagt er ein übers andere Mal.

„Wie groß ist denn Ihr Acker zu Hause, Dömner?“

„Mein Vater besitzt alles in allem neun Joch, Herr Kadett. Wir sind vier Brüder, die sie teilen sollen. Auf dem Stück, das wir voriges Jahr mit Weizen bebauten, hatten wir zwanzig Kreuze stehen. Mehr, glaube ich, haben wir überhaupt nie geerntet. Ja, wenn wir so viel Boden hätten als diese hier . . .!“

Er wagt nicht zu sagen „Bauern", denn er weiß, daß die Bauern hier noch weniger besitzen als in Siebenbürgen. Alles, dieser ganze, unübersehbare Reichtum gehört ja dem Grundherrn.

Möß wird nachdenklich. Vor drei Tagen also fuhren über diese Felder, über die jetzt die schweren Kolonnen unserer Geschütze stapfen, hochgetürmte Erntewagen dem Meierhof zu. Gestern, vor dem Sturm der Ungarn, brannte seine letzte Scheune ab. Ihre Asche muß noch glimmen. Und heute? Heute gibt der Regen sich redlich Mühe, den Schleier der Vergessenheit über die Tage von Urlow zu breiten. Ist das also, heißt das also Krieg?

Und doch, und doch ist an diesem Tränenmorgen noch nichts versunken, noch keine Wunde vernarbt, noch kein Schmerz überwunden. Zu deutlich hat sich dem Fleisch dieser Erde jede Phase des Kampfes eingeprägt, zu offen vor aller Augen reiht sich noch Fingerabdruck an Fingerabdruck seines Verlaufs.

Über diese breiten, abgemähten Ackerstreifen ging gestern der Todesweg der siebenbürgischen Regimenter. Vor und zu beiden Seiten des Meierhofs, in hochgelegener, das Gelände weithin beherrschender Stellung harrten die russischen Maschinengewehre, harrten in ihren tiefen Gräben die sibirischen Scharfschützen. Was über die Acker lief, nahmen sie weither schon aufs Korn, knallten den geduckt eilenden Gestalten spritzende Kugeln um die Ohren.

Die Siebenbürger suchten Deckung hinter den Strohhaufen des geschnittenen Weizens. Sie griffen buchstäblich nach dem rettenden Strohhalm. Gegen Sicht wenigstens mußten sie ja schützen, die Haufen. Und sie wußten, gegen Sicht geschützt zu sein, war schon viel, oh, konnte zuweilen sehr viel bedeuten in diesem Krieg.

Außerdem — wie dufteten die hängenden Ähren heimatlich an den gelben Kreuzen! Alle, fast alle waren sie ja Bauern, hatten jetzt selbst ihre Kreuze stehen auf schmalem Stoppelfelde daheim.

„Schweinerei!" hatte da einer ganz laut einmal gerufen, „die Halme zwei Spannen über dem Erdboden abzuschneiden! Zu uns müßten diese faulen Panjis in die Schule gehen."

„Und glaubst du, hier sei im Frühjahr wenigstens richtig geackert worden?" hatte sein Nachbar im gleichen entrüsteten Tone erwidert. „Zeu, că nu! Bei Gott nicht! Wir wühlten uns mit dem Spaten hier sonst nicht so verteufelt schwer ein."

„Diese Erde, Brüder, würde das Doppelte tragen in unsern Händen."

Im nächsten Augenblick fanden sich die drei Stimmen schon nicht mehr. Das Hasten und Stieben von Haufen zu Haufen, bald rechtshin, bald linkshin hob schließlich alle Ordnung auf. Man geriet in immer neue Zusammenhänge, doch ehe man sich in ihnen halbwegs zurecht gefunden hatte, sprengte das Streufeuer der russischen Maschinengewehre auch sie wieder auseinander.

So gabs manchen, der nach atemraubendem Sprung über das offene Feld klirrend zu Füßen eines Haufens niederstürzte, den Kopf tief hineinwuschelte in seine strohige Fülle, und aus Schmerz oder Verzweiflung, aus Bauernweh- oder Lust — wer weiß? — oder einfach, um Augenblicke lang nichts anders denken zu müssen, in die körnige Frucht biß.

Denn der Meierhof mähte. Oh, wie er das Mähen verstand! Er war ja vom Schnitt her noch in Übung.

Gerade was den Siebenbürgern Rettung versprochen und sie in seinen Schutz gelockt hatte, gerade das wurde ihnen nun zu Gefahr und Verderb. Raschelnd durchbohrten die Kugeln die lockeren Kreuze, legten Ungarn, Rumänen und Sachsen zu den goldgelben Garben des galizischen Weizens.

Seht, da liegen sie noch jetzt, das Gewehr im Anschlag, und lugen an den Haufen vorbei nach dem Meierhof. Wie auf dem Exerzierplatz liegen sie, mäuschenstill, als schreite eben ein strenger Vorgesetzter in ihrem Rücken die Front ab. Sie zucken nicht mit der Wimper. „Auf!“ möchte man ihnen zurufen, „Auf!“ Aber das Wort erstickt einem in der Kehle, sobald man es denkt.

Einige pressen nicht das Gewehr, sie pressen den kurzstieligen Spaten an die Brust. Drei, vier, fünf Stiche waren schon getan, den Strohschutz vor ihnen mit Erde zu verstärken. Dann muß plötzlich alles aufgehört haben. Auch sie rühren kein Glied mehr. Auch auf ihnen lastet der Bann eines Unsichtbaren. Nicht einmal der triefende Regen vermag sie zur geringsten Bewegung zu verleiten. Und er rieselt ihnen doch unaufhörlich senkrecht in den Nacken hinein.

Einer liegt ganz nahe am Wegrand. Eine Gruppe von Kanonieren umsteht ihn. Aus jedem Geschützzug, der an ihm vorbeirollt, treten einige aus, vermehren den Schwarm der Gaffer. Möß reitet auf sie zu, wundert sich sehr, daß sie ein Grab schaufeln.

„Was tut ihr? Warum gerade diesen da begraben?“

„Herr, es ist mein Bruder", antwortet einer der Kanoniere. „Ich habe ihn zufällig erkannt, als ich vorhin an ihm vorbeiwollte."

Das ist der erste Tote, denkt Möß, in dessen glasige Augen ich in diesem Krieg blicke. Und sein Bruder begräbt ihn.

Je weiter er reitet, umso verwüsteter ist das Feld. Kaum steht ein Kornkreuz unversehrt da. Manche sind völlig zerwühlt. Geschoßeinschläge haben die Erde tief verwundet. Sie ist übersät mit Ausrüstungsgegenständen: mit Patronentaschen, Gewehrkolben, Infanteriespaten, mit Mützen und Rucksäcken.

Nie noch hat Möß ein so grauenerregendes Stück Erde gesehen. Daß die Zerstörung, von Menschen gewollt und ins Werk gesetzt, je solche Zerrbilder erstarrter Ohnmacht, zerkrampfter Qual schaffen könne, hat er nicht geahnt. Eine furchtbare Erkenntnis scheint in ihm aufzusteigen. Als werde er jetzt erst wissend, jetzt, in diesem Augenblick — ein Eingeweihter.

Wie sich die Toten, je näher er dem feindlichen Graben kommt, auf dem Felde mehren! Nichtmehr einzeln, nein, zu zweit, zu dritt liegen sie am Fuße der fruchtschweren Kreuze. Man spürt deutlich einen süßlich verpesteten Ruch über den Acker streichen. Man hält den Atem an und den Mund zu. Man möchte endlich einmal weg, weit weg sein von hier.

Der dichtende Bauer

Von Michael Wolf-Windau

Ich schrieb nicht mehr. Ich ließ die Wochen laufen
wie einer den man um den Taglohn nahm,
die Berge um mich wuchteten wie Haufen,
und in den Gassen trieb sich bloß die Scham.

Ich sah sich Knechte an ein Weib verkaufen,
und war doch froh wenn einer zu mir kam.
Es taute rings. Das Wasser stand in Traufen.
Ich aber saß und blieb in meinem Gram.

*

Der Sommer kam. Ich hört ein Mädchen lachen,
das nahm mich auf und küßte mich am Zaun.

Der Schlaf war süß und süßlich das Erwachen,
doch durft' ich seinem leichten Wort nicht trau'n.

Was konnt' ich auch mit diesem Wesen machen?
Es heuchelte, und war wie alle Frau'n. —
Ich will den Acker in der Sonne brachen
und für den Weizen eine Scheuer bau'n!

*

Es herbstet stark. Es riecht nach saftem Reifen.
Der Himmel dacht sich auf das müde Land.
Zu letztem Schwung will ich die Sense greifen
und halte Hafer in der hohlen Hand.

Was soll ich auch? Noch in die Ferne schweifen?
Die Berge rings sind wie ein blauer Rand.
Ich will die Stengel nach dem Dorfe schleifen
und wärmend legen an der Ställe Wand.

Die kleine Stadt

Aus einer Erzählung von Hans Wühr

Johannes Siebenpfeifer begann seinen Aufenthalt in der kleinen Stadt, in der er ein Fremder und Zugereister war, mit einer Handlung, die nicht nur das Mißfallen seiner Hausfrau erregte, sondern auch von unabsehbaren Folgen war. Nachdem nämlich der junge Mann das möblierte Zimmer in einem Hause der Fingerlingsstiege bezogen und mit einem langen Blick von der altertümlichen Einrichtung Besitz ergriffen hatte, hängte er den Kaiser Leopold von der Wand ab und stellte ihn hinter das Kopfende des Bettes. Es war ein schmales hochgestrecktes Brustbild, von der Breite einer guten Handspanne und der Höhe eines Meters, in welchem der Kopf des Kaisers zur Fratze eines Vexierspiegels verlängert war. Ein solch schrullenhafter Wandschmuck erschien dem neuen Mieter abstoßend und widerwärtig, ebenso die dunkle kreuzgewölbte Stube mit dem vergitterten Fenster und der abenteuerlichen Einrichtung, er bereute es, ein Raritätenkabinett gemietet zu haben, in welchem bei der ersten Besichtigung seine Phantasie sich erregte, allein schon bei der zweiten

ihn selbst verdächtigte, in einer albernen Komödie zu agieren. Inzwischen war auch seine Hausfrau eingetreten, eine ältere starkknochige Witwe namens Rosa Wiedehopf, in deren Antlitz Verwüstung, Schminke, Puder und Schönpflästerchen ebensovielen Marktschreiern vor einer Wachsfigurenbude glichen, und bemerkte sogleich mit Mißfallen, daß das Vexierbild nicht mehr an der Wand hing. Mit erhobener Hand und komödiantenhafter Geste beschwor sie den Fremden, in der Stube keinerlei Abänderung vorzunehmen. Sie sei, sagte sie stolz und hängte das Bild wieder an, eine Nachfahrin des berühmten Apothekers Ambrosi, dessen Hinterlassenschaft in ihrem Hause respektiert werden müsse. Dann kramte sie von einem Regal einen Folianten in Quart hervor, wischte lächelnd den Staub von den Pergamentdeckeln und überreichte mit einem übertrieben artigen Knix das Buch Herrn Siebenpfeifer. Er möchte, bat sie, den Kaiser gütigst an der Wand hängen lassen und gelegentlich in den Aufzeichnungen des Buches lustwandeln; ihr berühmter Ahnherr habe hier vielerlei Rezepte beschrieben, die den auswärtigen Propheten und zugereisten Apostel in erstaunlicher Weise unterhalten würden. Siebenpfeifer war über die groteske Komik seiner Hausfrau nicht wenig verwundert, allein er fiel in noch größere Verwunderung, als er begierig in den Aufzeichnungen des Apothekers zu lesen anfing. Da waren durcheinander Rezepte für Arzneien und Liebestränke verzeichnet, Wegweiser für Mondsüchtige, Ratschläge für die Vertilgung von Hexen, Reflexionen über die Erde als eine Kugelkaktee, die in der Vernunft des Betrachters stets ein paar Stacheln hinterlasse, Pläne für ein überschwängliches Rosarium auf einer Robinsoninsel, boshafte Chroniken und Skandalgeschichten der kleinen Stadt usw., lauter Aufzeichnungen, die miteinander in keinem anderen Zusammenhang als dem der Absonderlichkeit standen. Der Leser vernahm mit belustigtem Erstaunen, daß der Geist der kleinen Stadt ein schönes buhlerisches Frauenzimmer sei, das sein Herz stets den Heroen seiner Träume verschenke, seine Tugend aber leider dem jeweiligen Zeitgeist. Bei Tag und bei Licht besehen, so schrieb der Apotheker von der Stadt, verhüllt sie fürsorglich mit gemeinem Tuch ihre Lustbarkeit, um nachts in doppelter Enthüllung irgend einem armen einheimischen Häslein seinen Harnisch abzulisten und es dermaßen in Leichtfertigkeit und unziemliche Verwicklung zu versetzen, daß es nachher, wenn der helle Morgen die Unvernunft wie eine Schlange zerknirscht hat, mit inbrünstigen Seufzern sich gestehen mag, wie es doch nicht

eben der stärkste Herkules gewesen sei. Herr Siebenpfeifer war baff vor Überraschung und dankte dem Zufall und Rosa Wiedehopf, die ihn auf solch verschnörkelten Gartenwegen lustwandeln ließen. Der Apotheker fuhr fort: Kein Neunmalkluger vermag im Gesicht der Stadt etwas anderes zu erraten als solide Stadttürme, malerische Winkel und eine Menschenart von gesunder fortschrittlicher Raison; doch wie sehr würde er in Scham und Schrecken geraten, falls er zur Kulmination der Veneris, des Planeten, das Funkeln und Gleißen ihrer Augen sähe, er müßte meinen, es sei der Böse selbst, der sein schandhaftes Maul aufreißt und unheiligen Sabbat predigt. Aber der Kluge ist nur am Tage neunmal klug, nachts wird seine Klugheit zur törichten Jungfrau, die ihr Lämpchen vergebens um und um dreht. Ach, wir sind aber alle behaftet mit dem paradiesischen Fehler der Torheit, und mancher von uns, selbst wenn er das Große Einmaleins im Kopf behalten könnte, erscheint plötzlich unverständlich, wenn zum Quartal in seinem Herzen ein alter Polyp oder eine neue Dummheit überfällig wird. Und die Stadt, die kleine Stadt, manchmal vergißt sie ihr Säculum und enthüllt irgend einem zugereisten Dummen all ihre Heimlichkeiten.

Nicht daß wer meint, der Apotheker spinne nur so die Wolle von der Gaukel und zwirne die Fäden zum Narrenseil für den geneigten Leser, nein, was er sagt, ist zaubrische und — leider — nackte Wirklichkeit. Auch ist er selbst nicht ein Mann, der wie die großen Propheten das Füllhorn seiner Rethorika unter die Leute trägt, oh, er ist einer, der den Mund noch schwerer auftut als ein Reicher seinen Geldschrank. Er hat in der Verblendung seines Herzens die heimliche Patronin der Stadt lange für einen naturhaften Engel angesehen, was freilich nicht anders war, als hätte ein Hans das Vieh und Gewürm auf der Erde für himmlische Vögel gehalten. Erst wenn man das falsche Gold ihres Heiligenscheins abblättert und den echten pechschwarzen Nimbus der Verdammnis zutage fördert, erkennt man mit Schaudern, welche verruchte Kunst die Zauberin treibt, zu deren Füßen die kleine ahnungslose Stadt liegt, und wie sie gleich der wunderschönen Helena mit ihres Angesichts Lieblichkeit und ihren wohlformierten Gliedmaßen eine Traumfackel ist, an der die Sünde unter den Dächern in Brand gerät und selbst die Wolken der Stadt Feuer fangen. Von welcher Art ihr Name und ihr Herkommen ist, weiß Ambrosi nicht zu sagen, er glaubt aber auch im Scherz nicht, daß etwa Jupiter als Schwan

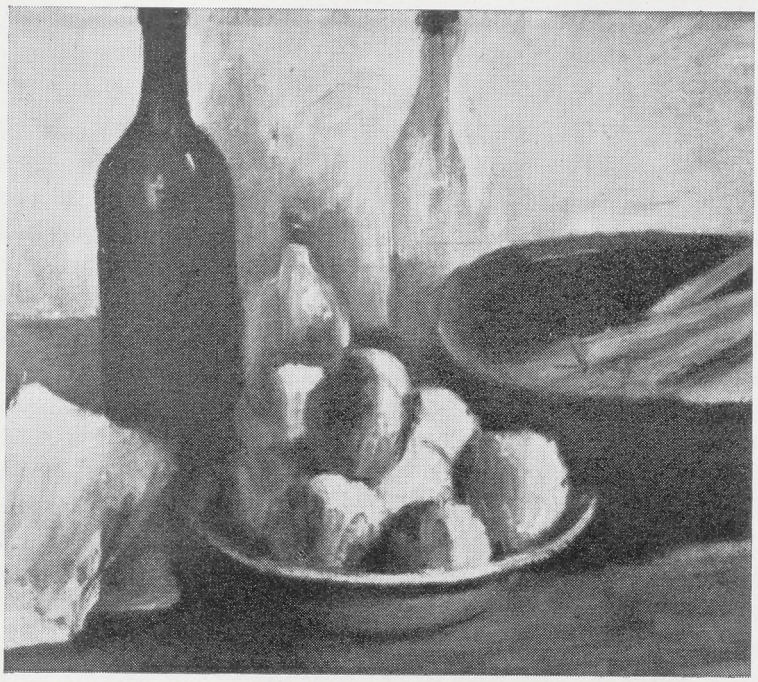
verkleidet ihrer Mutter zu solch einem infernalischen Ei verholfen haben könnte, denn zu seiner Anlockung hätte die Alte drei Jahrtausende jünger und Jupiter völlig blind sein müssen. Ach, seufzt der Apotheker, es ist schon schwer zu verstehen, wieso ein Zauberer ein Ei aus seiner Nase hervorzaubern kann, wie soll er auch noch wissen, welche Henne es gelegt hat.

Der Apotheker war offenbar ein Scharlatan und sein Gehirn aus bestem Vogelleim für kurioses Spukgesindel und verschleierte Nachtvögel. Von Kaiser Leopold behauptete er, man müsse ihn durch eine rundliche Retorte ansehen, die mit dem spasmus facialis angefüllt sei, dann würde der Kopf wieder in den maßvollen Proportionen der Natur erscheinen. Dem Leser aber schien ein solcher Umweg über das spasmus facialis zu den gewöhnlichen Kopfmassen gekrönter Häupter viel zu abgefeimt und er entrüstete sich über den Kult heimlicher Majestätsbeleidigungen, über den Versuch, die Majestät der Natur zu entehren, um sich nachher den Triumph eines Weltverbesserers zu verschaffen. Nein, Siebenpfeifer ging dem Apotheker schon nicht auf den Leim.

Hermann Stehr

Von Ernst Jekelius

„Ich weiß nicht, was Ihr an uns Skandinaviern so liebt", ruft der große Nordländer Knut Hamsun uns Deutschen einmal bewegt zu, „da Ihr doch Euren Hermann Stehr habt?" Woher stammen die heimlichen Gemütskräfte, die dieser deutsche Dichter dem unerbittlichen Wahrheitssucher Knut Hamsun voraus hat. Sie strömen aus dem Glauben. Sie stellen jener kühnen Freiheit des Eroberers die Gebundenheit im Letzten, das Leben vor Gott, gegenüber. Das Leben, das die Menschen in Aufruhr und Hingabe, in Trotz und Angst, in Leid und Seeligkeit doch immer und immer wieder aus Gottes Hand empfangen. Und so bricht bei Stehr in die Fülle eigenwillig sich aufbäumenden, schmerzvollen Kampfes, in das von den Schatten dunkler Mächte bedrohte Leben des Menschen groß wie eine Sonne doch immer wieder Gottes Gnadenlicht erlösend ein. So wird ihm das Leben in seiner ganzen Gewalt, in seiner ganzen Bewegtheit, in seiner ganzen furchtbaren Gegensätzlichkeit zu gestaltetem Erlebnis.



Grete Csaki-Copony. Stilleben

Es bleibt nichts davon weg. Es wird nichts in blauer Romantik unterschlagen. Weder dies irdische, erdverwurzelte, blutwarme, strebende, kämpfende, tatfrohe und wehe Sein. Noch die dunkeln, ziehenden Mächte lockender, sündhafter Leidenschaften, die höllisch verderbend in uns Menschen hausen. Aber auch nicht das begnadende, erlösende, befreiende Wirken der himmlischen, unfaßlichen Kräfte. Alles ist ganz da. So fließt ihm aus der Erkenntnis der Fragwürdigkeit allen menschlichen Lebens, die davon weiß, daß die von uns allen erstrebte, letzte Vollkommenheit uns nicht hier auf Erden zufällt, daß wir Erlösung nur im Jenseits finden, erschütternde Wahrheit zu. Derartig steht also neben dem scharfsichtigen Berichter einer sich in ihrer Freiheit auflösenden, enttäuschten Vergangenheit Knut Hamsun, diesem Jagdhund mit der untrüglichen Witterung auf der Fährte der Wahrheit, der begnadete Dichter, der einer im Letzten gebundenen Zukunft das tiefste, auch ihm geschenkte Wort zu sagen hat, Hermann Stehr.

Schlesien ist die Heimat dieses wuchtigen Mannes mit dem markigen Kopf mit den breiten Backenknochen, der kühnen Adlernase und dem herzenswarmen Blick aus den dunkeln Augen unter der klaren, breiten Stirne, aus der die schlohweiße Haartolle zurückgekämmt ist. Schlesien mit seinen rauhen Gebirgszügen und ihrem nebelhaften Spuk, den einsamen Bauden und ihren urwüchsigen, sinnierenden Bewohnern, mit seinen großen, von Stürmen erfüllten Wäldern und dem weiten Land mit seinen von naturhaftem Leben erfüllten Dörfern und seinen werktätigen Städtchen. Schlesien ist die Heimat, in der dieser seltsame Mann geboren wurde, am 16. Februar 1864 zu Habelschwerd, und der er ein Leben lang treu blieb, jahrzehntelang als Lehrer der Kinder in stillen, abgelegenen Bergdörfern und nun als Lehrer der Erwachsenen in seinem Altersheim im Mandelhause zu Warmbronn. Schlesien mit seinen knorrigen und urwüchsigen Menschen, die mit beiden Füßen fest auf dieser heimatlichen Erde stehen und denen doch als rechten Deutschen, als besinnlichen Sinnierern und gemütvollen Mystikern, der Himmel offen stand. In dieses Land völlig eingebettet ist das Werk des Dichters Stehr, dessen 70. Geburtstag das neue Deutschland Moeller van den Brucks, des leidenschaftlichen Künders dieser Dichtung, und wir mit ihm begehen. Die geliebte Heimat weitet sich aber dem Dichter zur Welt und über einer Erde voll Leben erhebt sich ein herrlicher, verklärender Himmel.

Das Werk des Dichters, das in vielen Bänden vor uns sich aufbaut, zeigt uns immer wieder diese in der deutschen Heimat verwurzelten, urwüchsigen Menschen, die als Streiter und Wahrheitssucher, als Denker und Schwärmer so rechte Deutsche sind, im Kampf der Empörung gegen Gottes schwere Hand. In einem Kampf, der auf Leben und Tod geht und in dem sie unerbittlich immer wieder unterliegen müssen. Unterliegen müssen, um aus dem Brausen ihrer Leidenschaften hinüber zu finden in die große Stille reifer und fruchtbarer Demut. Dahin, wo alles Vergängliche zum Gleichnis wird, dahin, wo aus dem Unscheinbarsten der göttliche Geist bricht, dahin, wo sich ein Licht entzündet, in dessen hellem Schein alles Geschehen seinen tiefen Sinn empfängt.

Da ist dieser von allen Leidenschaften wie von Hunden gejagte und gehetzte „Peter Bindeisener", der wilde Bauernsohn, der wie ein störrisches, scheues Wild zerstörend und zerstört durch das Gestrüpp eines wilden Lebens hetzt, um endlich in keuchender Verzweiflung vor dem göttlichen Schützen niederzubrechen, sich zu ergeben und in einen balsamenen Frieden hinüberzufinden. Da ist vor allem der Prachtkerl, der Sintlingerbauer, Bindeiseners Widerspieler im „Heiligenhof", diesem in einer wundervollen Sprache erblühenden Bauernroman aus der zauberischen Düsterkeit der Torflandschaft Westfalens. Dieser Bauer, der von dem dunkeln Fluch, der sein Geschlecht schwer beugt, und von der Unruhe seines Blutes getrieben in tiefe Finsternisse fällt. In Finsternisse, bei denen auch sein einziges Kind, diese rührend-zarte Mädchenblüte, das Sintlingerlenlein, untergeht. Und doch findet er auch zu dem Licht, das alles Dunkel aufhellen kann. Da ist endlich in dem reifen Alterswerk dieser werktätige Gerbergeselle „Nathanael Maechler", der all das Unheimliche, das ihn schrecken will, nicht beachtend, durch klare Tatkraft und durchdringenden Verstand zu Ansehen und Reichtum gelangt und dem aber dann doch das Lebensglück an der alten Schuld zerschellt. Auch er findet — durch die christliche Kirche — den Weg in die große Stille; in der man wohl vom Leben bewegt, aber nicht mehr zerstört werden kann.

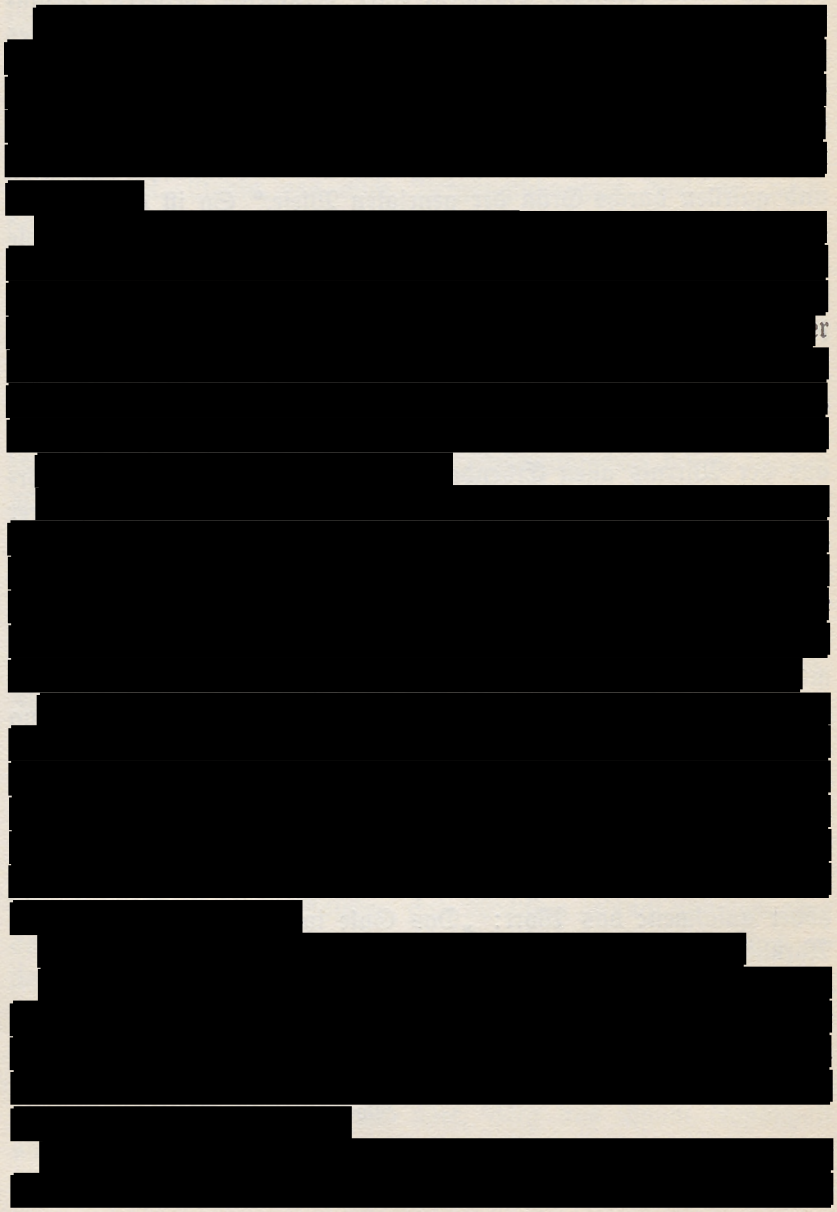
Die Werke dieses Dichters sind von einer unausschöpflichen Naturwahrheit erfüllt. Mensch und Tier, Berg und Baum, Landschaft und Gezeiten sprechen mit ihren wahren Stimmen zu uns aus diesen Geschichten. Ist nicht die ganze Schwermut eines anhebenden Frühlings-

abends in einer Schilderung wie dieser: „Der Tag neigte sich schon zur Rüste, noch nicht mit dem blauen Dunst des Abends, sondern erst mit einem sonnigen Rauchen, einer verklärten, heiteren Melancholie, wie sie Frühlingstage beim ersten Ahnen ihres Hinganges überfällt. Alle Berge waren blaue Wunder, der Schnee des Krokonosch glänzte, die Wälder begannen leise zu rauschen, Amseln flöteten aus den Baumdunkelheiten, Goldammern schluchzten im durchsichtigen Grün der Sträucher und tausend Wässerchen und Rinnsale blinkerten und quirlten durchs Grün der geneigten Wiese." So ist die Welt im Frühling. Und doch ist diese üppig-sprießende Natur dem Dichter, wie die ganze Welt des äußeren Geschehens, nur Glas, um durch es hindurch das ewige Licht Gottes zu sehen, das erst alles sinnvoll erleuchtet und befreit. Es geht ihm wie den Bäumen, so hat Hans Franck dies Schauen einmal treffend gezeichnet: „Je mehr Erde ihre Wurzeln umgreifen, desto mehr Himmel halten ihre Kronen umfangen." Diese Sicht aber aus der naturnahen Welt hindurch in Gottes Himmel, aus der Wirrnis allen Erdendaseins in den Sinn der ewigen Wahrheit, das ist das letzte Wort, das Hermann Stehr gerade unserer Zeit wieder zu sagen hat. Es ist ein ewiges Wort, das die christliche Mystik zu allen Zeiten zu sagen hatte und das hier unserer Zeit ganz persönlich aus einem gewaltigen und begnadeten Werk gesagt wird. Ein Wort, das gerade auch unserer Zeit gesagt werden muß. Unserer Zeit, die den gordischen Knoten mit dem Schwert zerschlägt und der dann doch alles wieder zur allgemeinen Verwunderung nicht stimmt. Diese große Abrechnung wird nie stimmen, wenn man auf die ewige Unbekannte, auf den Herrn der Geschichte, vergißt. Wie läßt uns doch auch in der Wirrnis dieser Tage ein Wort von diesem ewigen Grund her, ein Wort, in das Hermann Stehr den von allen Leidenschaften zu Tode gejagten Peter Bindeisener einmünden läßt, höher aufatmen: das Wort: „Das Gute in der Welt ist das allein Wirkliche".

Ein Volk ist ein Mittel zu den Zwecken Gottes auf Erden
Moeller van den Bruck

Weisheit und Würde

Von Egon Hajek

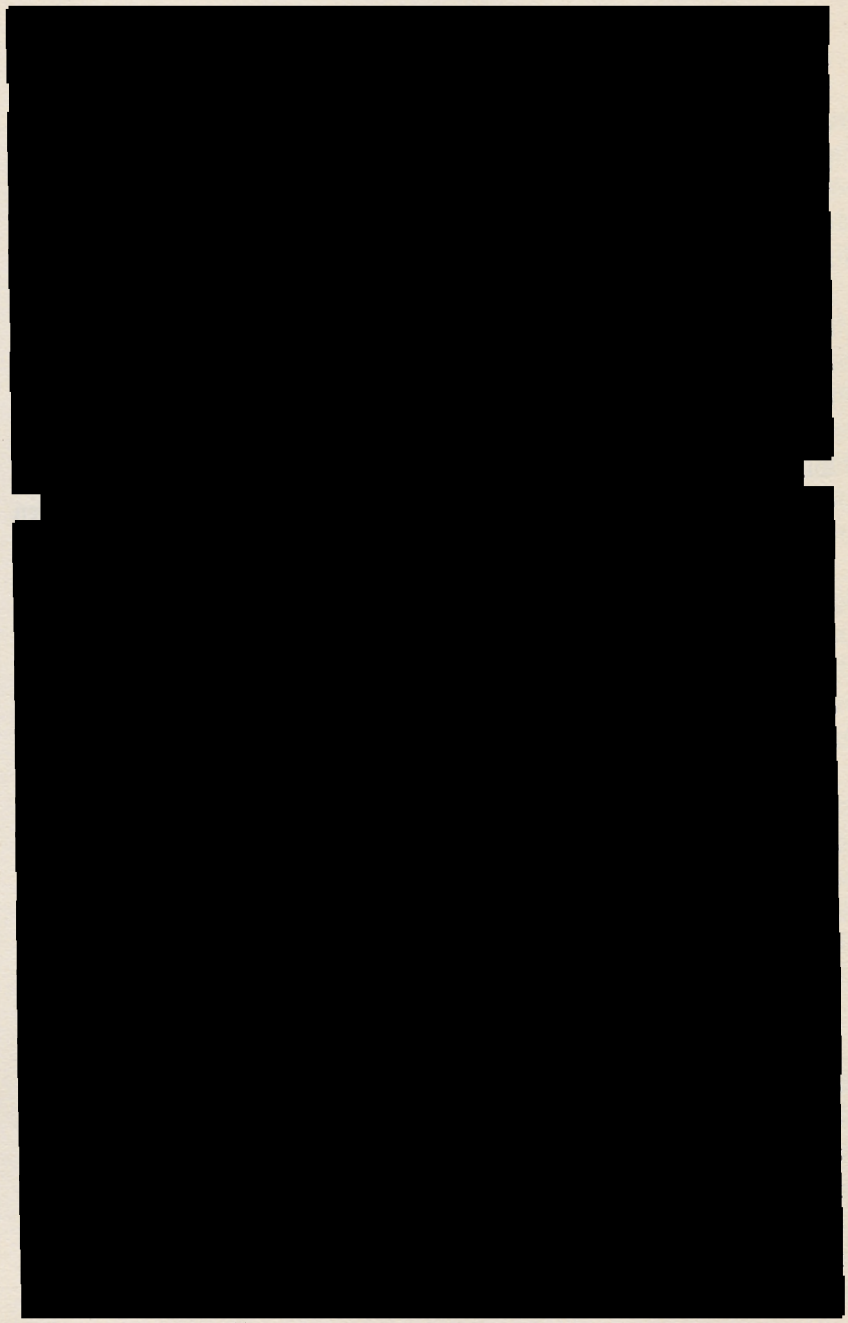


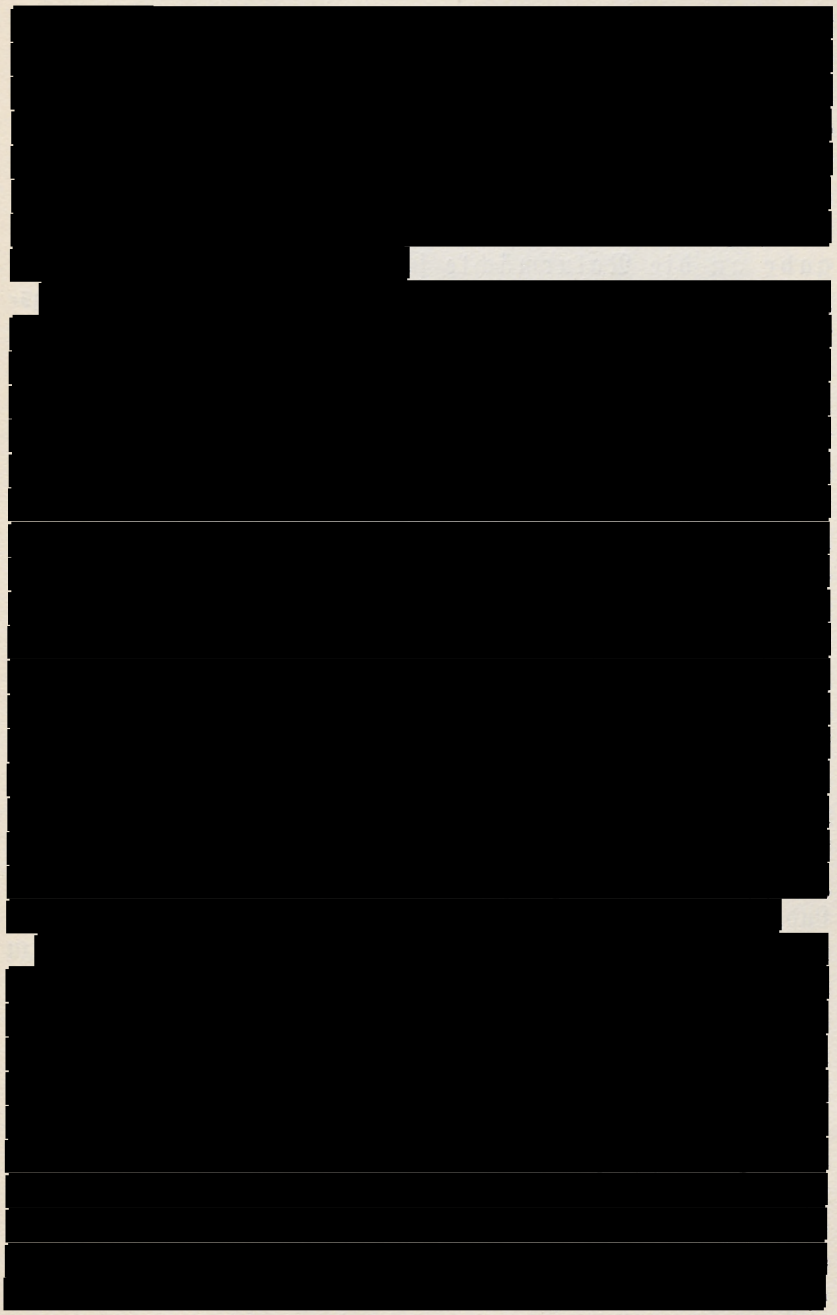


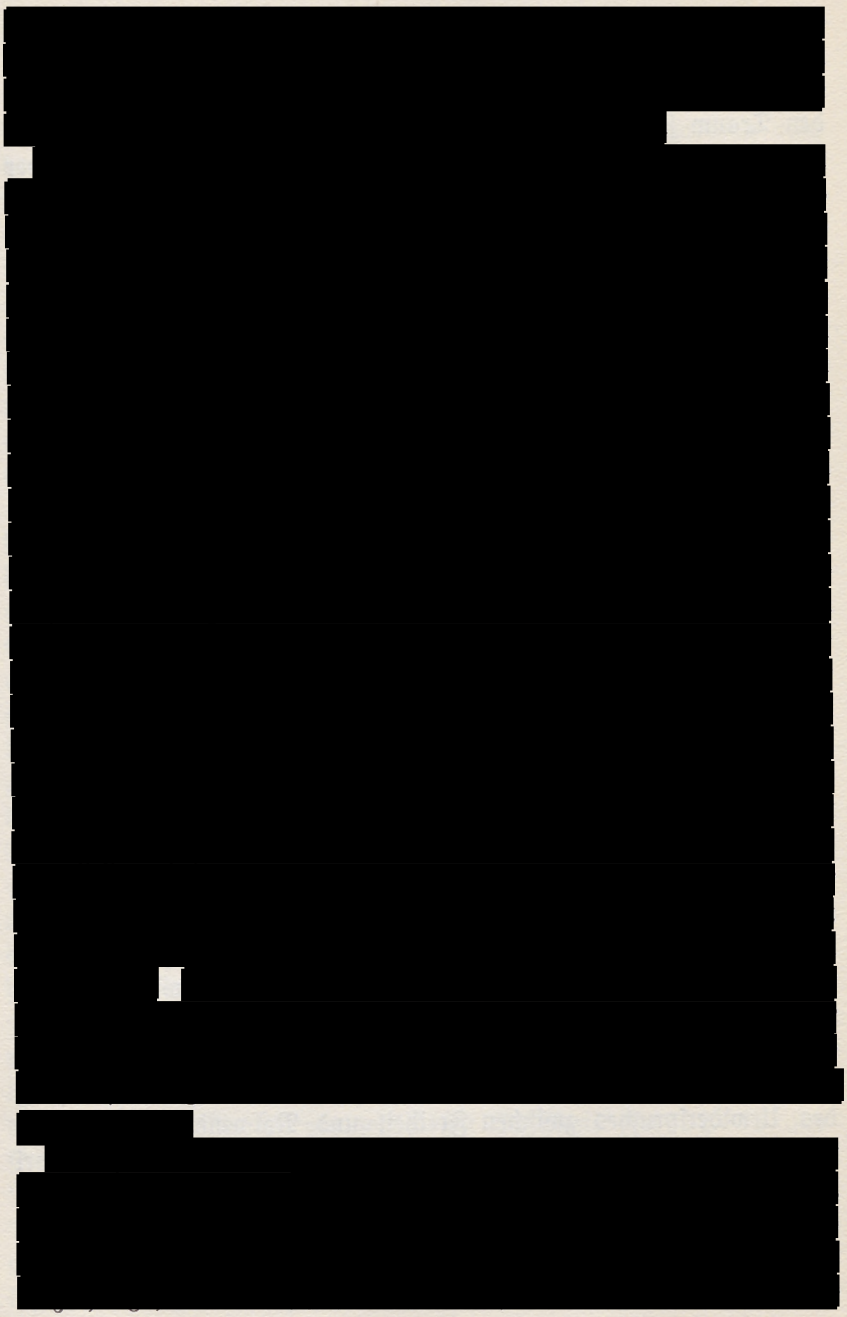
Geschichtslose Kunst

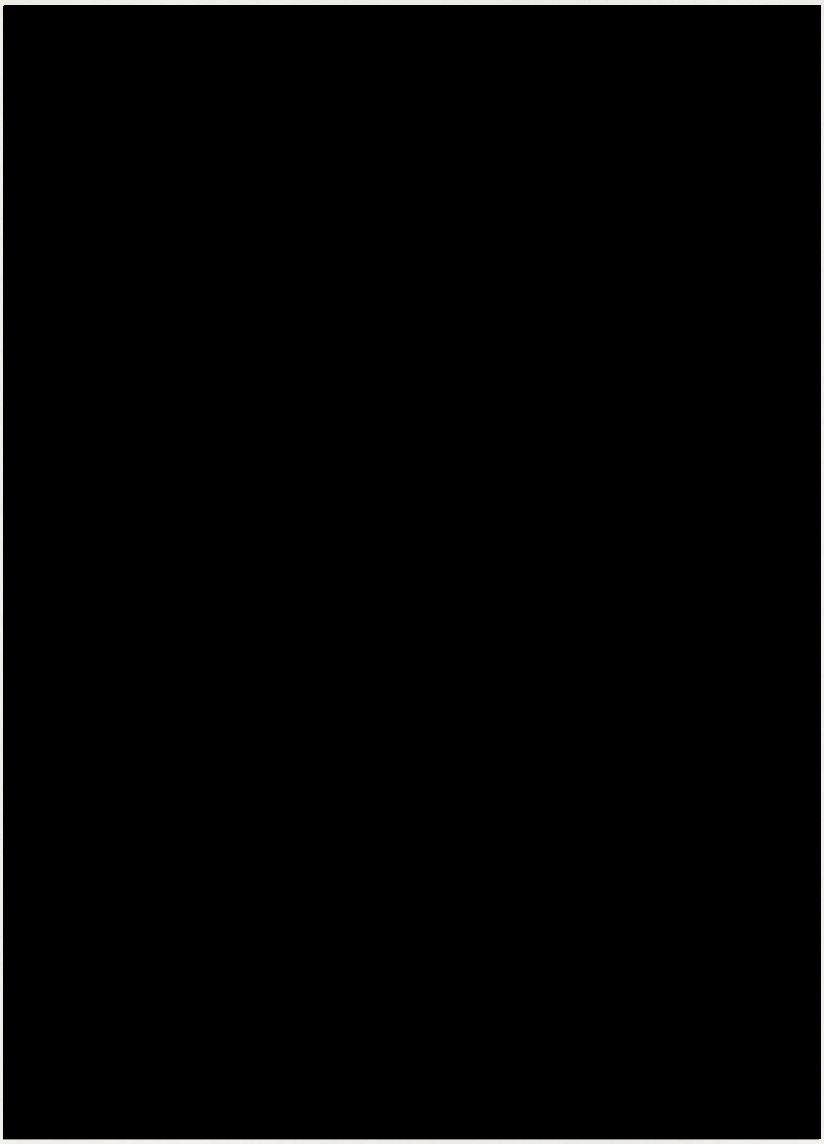
Von Erwin Reisner



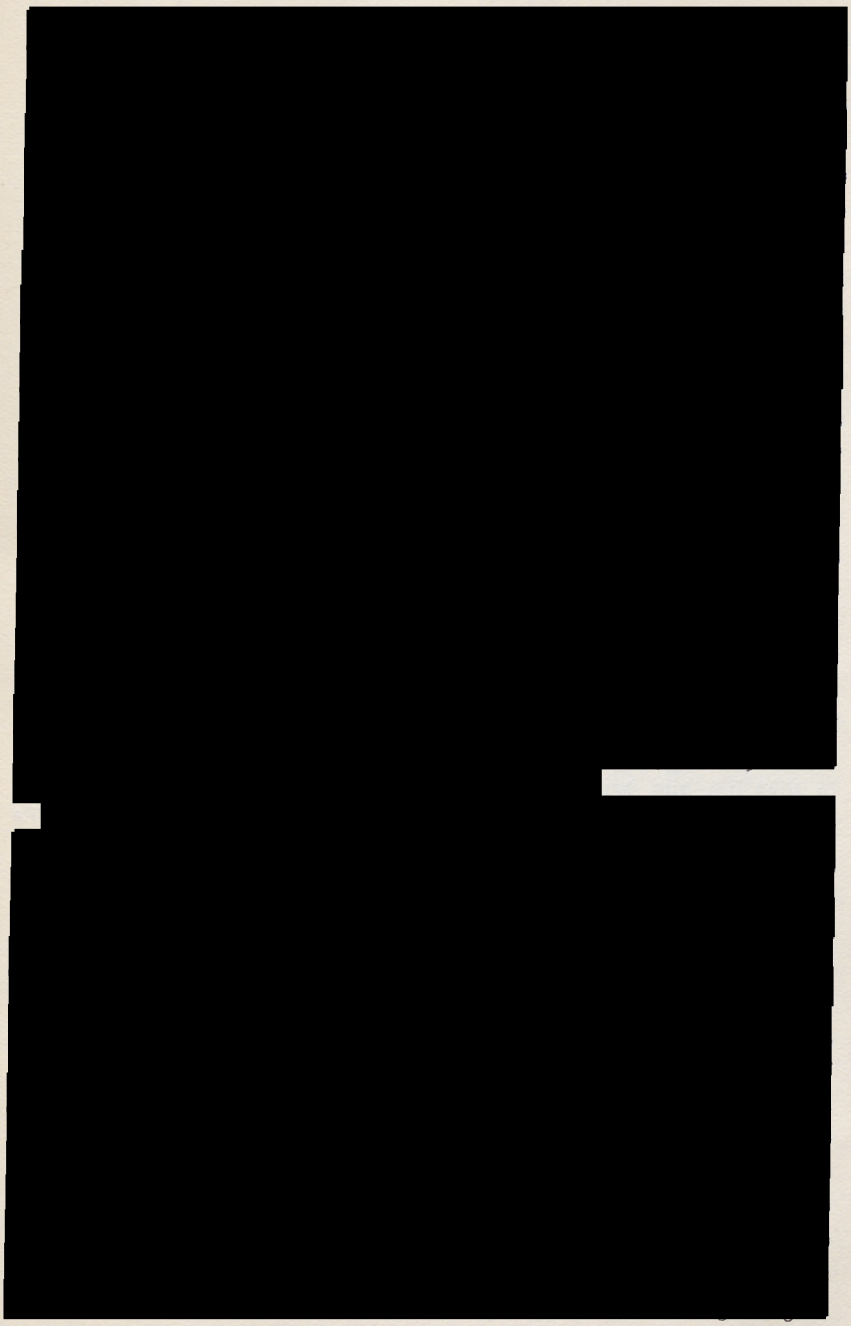


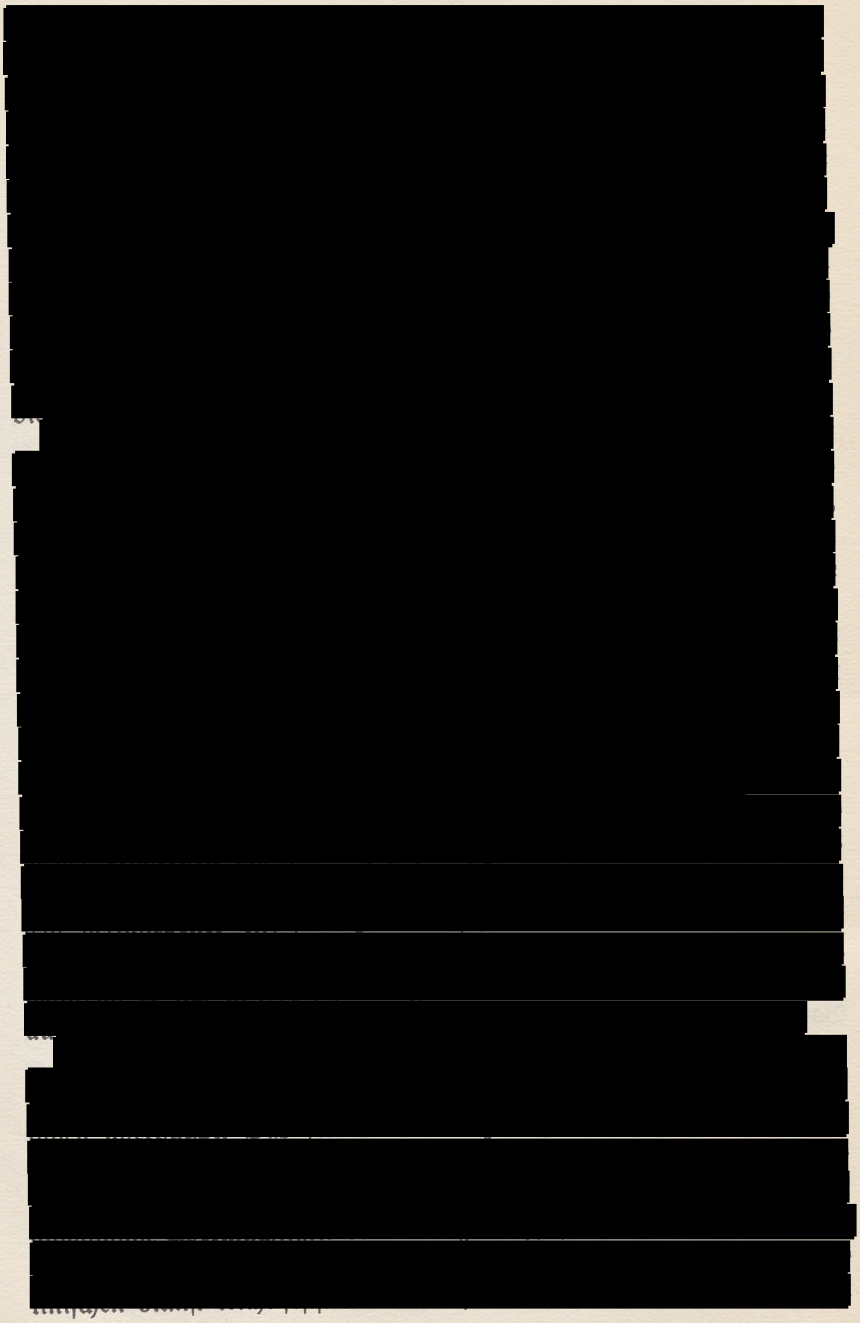




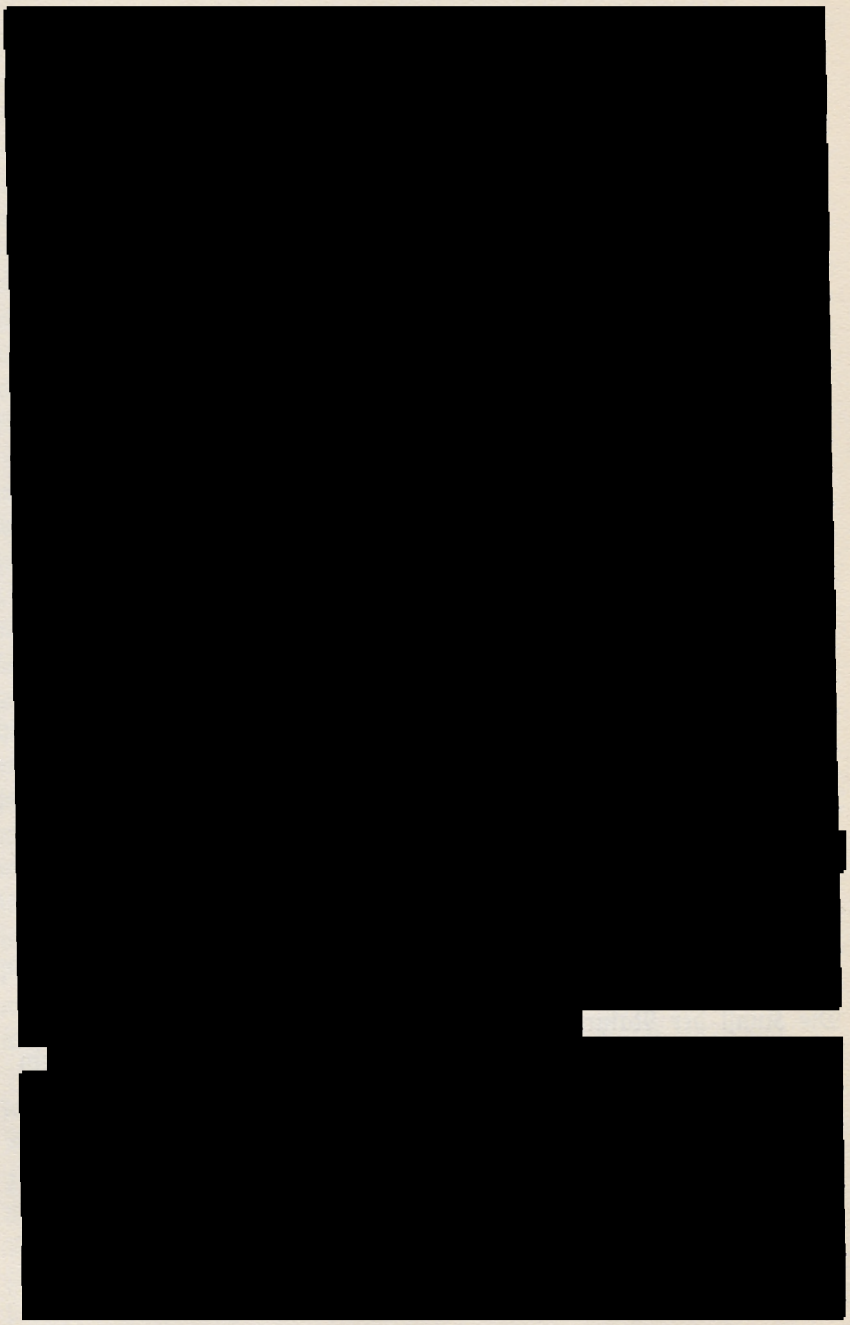


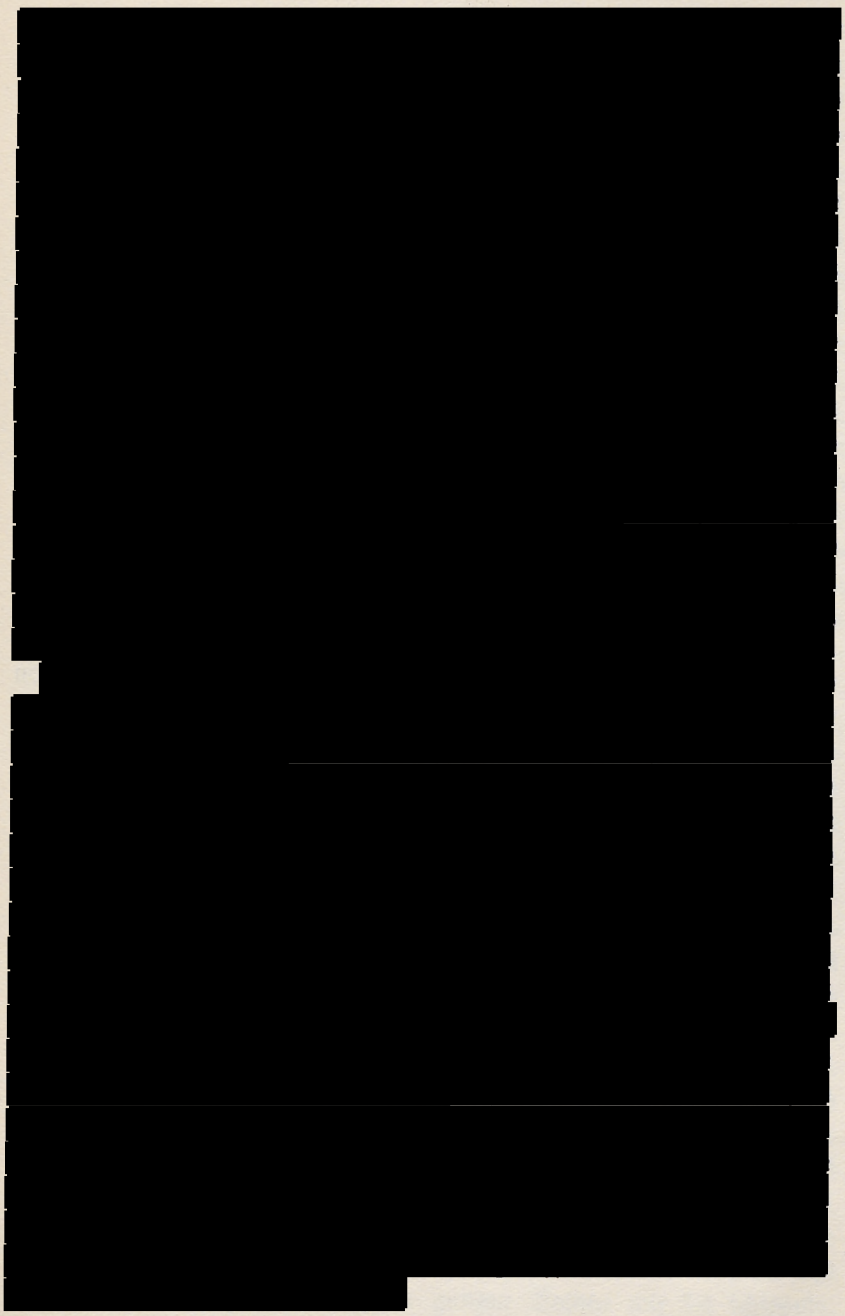
O. G. Netoliczka. Knabenbildnis

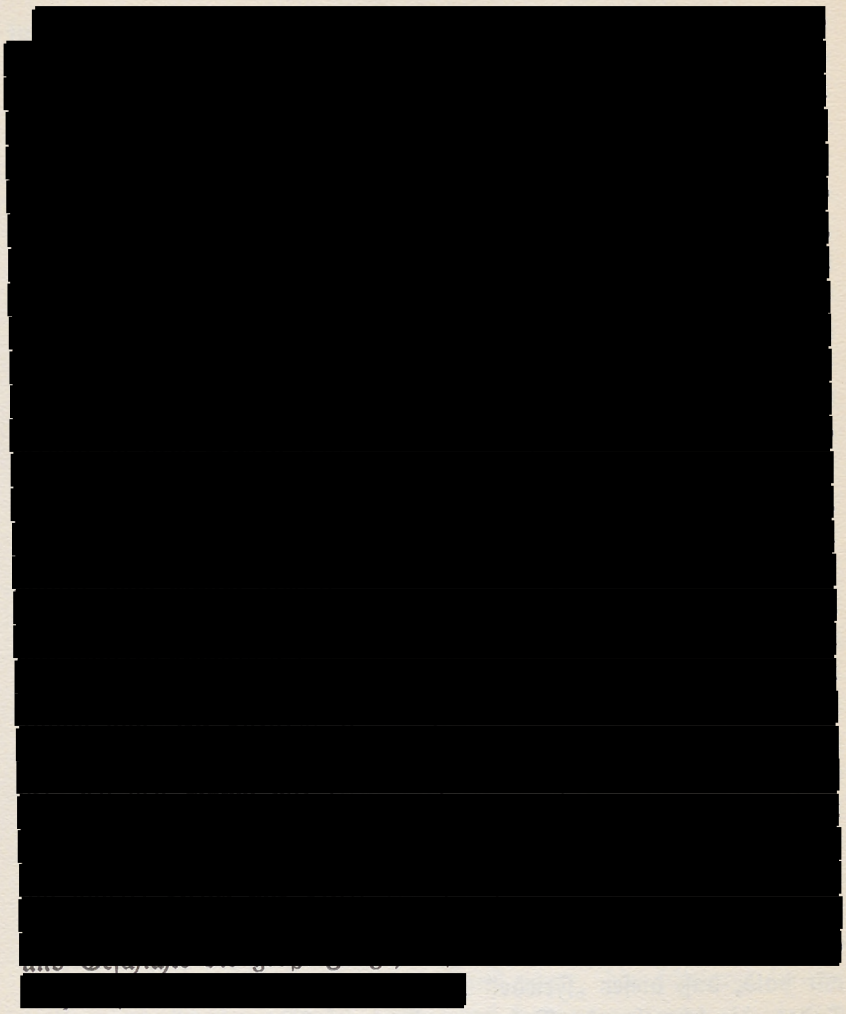












Kritik ist Gerechtigkeit. Wenn man sie groß auffaßt, dann kann sie garnichts anderes sein als die Offenbarmachung des Wertes, den die Werke der Menschen vor dem Ewigen haben

Moeller van den Bruck

Das neue deutsche Lebensgefühl

Von Misch Orend

Wie das Leben des Einzelnen, so steht auch das Leben eines Stammes, eines Volkes unter einem Gesamtgefühl, das dem Gesicht, der Haltung, Bewegung, dem ganzen Gehaben seine Richtung gibt. Und wie im Leben des Einzelnen eine Erkenntnis, ein Erlebnis, das tief hinab reichte, bestimmend für die Zukunft wird, so ist es bei einem Volk. Und es ist merkwürdig genug, daß der Abglanz eines solchen tiefgehenden Erlebnisses zwingend sich auch auf andere überträgt, die diesem Erlebnis nur aus der Ferne als Zuschauer beigewohnt haben.

Das deutsche Reichsvolk ist von einem großen Erlebnis überfallen worden, das in unerhörterweise alles Dagewesene weggefegt und etwas grundstürzend Neues an seine Stelle gesetzt hat — nicht nur in äußerlichen Dingen. Vielmehr sind alle äußerlichen Dinge abermals nur der Abglanz des Neuen, das sich im Innern geformt hat und damit im Innern alles frühere beiseite geschoben hat, so daß ein neuer Mensch, ein neues Volk dasteht, das sich einem neuen Lebensgefühl hingibt.

Und wie die Quelle eines neuen Lichts nach allen Seiten ausstrahlt, so strahlt dies neue Lebensgefühl über alle Grenzen des Reichs und erfaßt Stammverwandte und Fremdstämmige. Da mögen Verstockte und Rückwärtsgewandte sich wehren und sich entgegenstemmen, — sie werden von diesem neuen Licht getroffen, von diesem neuen Lebensgefühl und kommen nicht mehr zur Ruhe.

Es ist von vielen Reisenden im Reich bemerkt worden, daß jedermann auf der Straße, im Eisenbahnwagen, kurz in der Öffentlichkeit ein freudiges, zufriedenes, zukunfterwartendes Gesicht zeigt, also eine Haltung bekundet, die noch vor zwei Jahren nirgends anzutreffen war. Ein neues freudiges Lebensgefühl hat das deutsche Reichsvolk ergriffen.

Was ist im Innern des Einzelnen und des ganzen Volkes vor sich gegangen? Welcher Art ist dies neue freudige Lebensgefühl? Welche inneren Erlebnisse bedingen es und zeigen hier ihren Abglanz? Es ist nichts Geringeres geschehen, als eine ungeheure Verjüngung des Volkes, eine beispiellose Reinigung von innen heraus. Eine Umwertung aller Werte, eine grenzenlose Befreiung von jahrhundertealter Last, die das Innere jedes Einzelnen und des ganzen Volkes mit sich schleppte.

Eine Umkehr und neue Wegfindung. Die Menschen sind von grundaus neu geworden, das Volk hat endlich zu sich selber zurückgefunden.

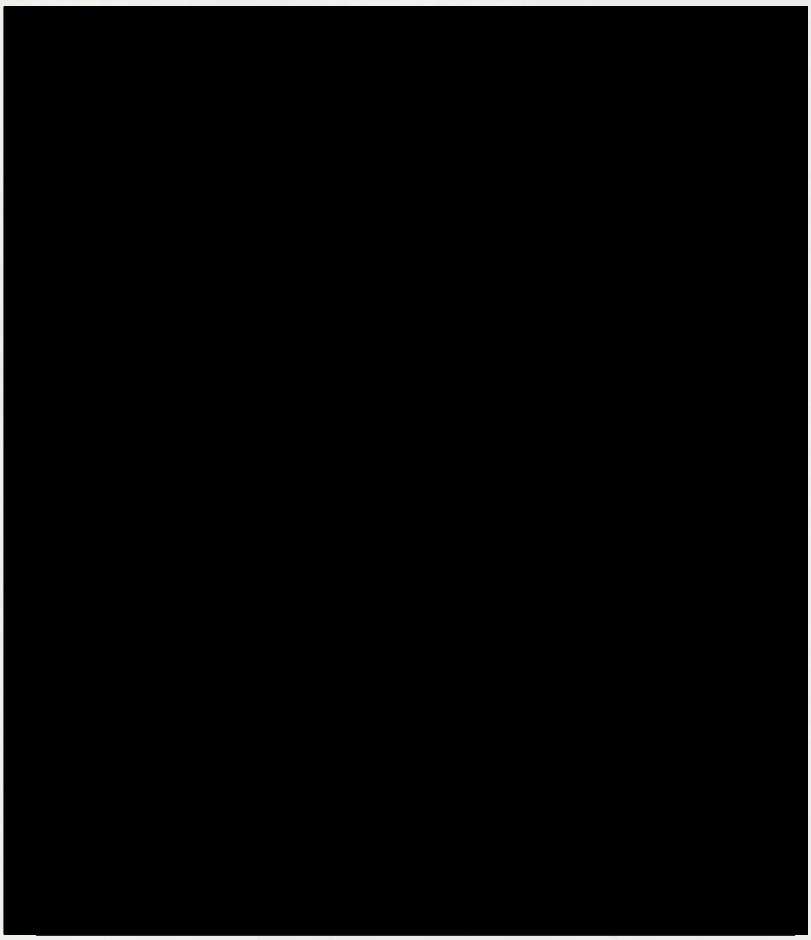
Wer da weiß, unter welcher Verkrampfung der reichsdeutsche Mensch — und nicht erst seit dem Weltkrieg und seinem verhängnisvollen Ausgang — gelebt hat, wie er beständig vor sich selber auf der Flucht war und dennoch sich suchte, wie er in die Seelen von tausend fremden Völkern über die ganze Erde hinweg kroch und doch nur sich suchte, dem mag die Größe und Schwere dieses neuen Erlebnisses begreiflich sein. Denn seit vielen Jahrzehnten war das deutsche Volk auf der Suche nach sich selbst und fand sich nicht. Verzweiflung war auf dem Grunde seiner Seele und eine heillose Unrast. Spenglers Buch „Der Untergang des Abendlandes" war nur der platte und grobe Ausdruck dieser Flucht vor sich selber, dieser Unrast und dieses abgrundtiefen inneren Unfriedens.

Nirgends auf der Welt ist in den Köpfen so vieler Menschen solches Wissen gehäuft worden, nirgends ist die Wissenschaft zu solcher Feinmechanik ausgebildet worden, nirgends hat das technische Geschehen in jeglichen Betrieben, gleichgültig ob geistiger oder wirtschaflicher Art, solche Verfeinerung erfahren wie im deutschen Volk. In hunderten von höheren Schulen wurde eine Fülle des Wissens ausgestreut und aufgenommen — und dennoch, es war ein Leerlauf, eine künstliche Betäubung, ein Hurraruf mit falschem Klang, eine Flucht vor sich selber.

Es war die Aufspaltung in tausend und abertausend Gruppen, in Klassen und Stände, in eine babylonische Sprachenverwirrung, also in eine Geistesverwirrung, die zum Schluß einen Kampf aller gegen alle erzeugt hatte, — obwohl sie doch alle deutsch sprachen und Deutsche waren.

Und nun diese plötzliche Umkehr. Das ungeheure Wissen ist nunmehr als Selbstzweck entthront als bloßes Werkzeug erkannt worden. Allen Spezialistenklausen sind Türen und Fenster sperrangelweit aufgerissen worden, allem Standesdunkel hat man plötzlich einfache Marschstiefel angezogen. Eine unglaubliche Vereinfachung in der geistigen Haltung ist über das deutsche Volk gekommen, eine Reinigung mit Besen und Bürste. Und was übrig blieb, das war der deutsche Mensch mit seinen ureigensten Antrieben, die ungehemmt, unabgebogen, frei sich entfalten konnten und zu denen er nun endlich ja sagen konnte.

So steht der deutsche Mensch heute da, geradschlächtig, sehnig, marschbereit, in Reih und Glied, männlich, unkompliziert, freudig im Ge-



Nagy Imre. Am Bache

horchen und Befehlen. Und er will nichts weiter sein, als schlechthin ein deutscher Mensch, vertrauend auf die guten Erbwerte, die er seit Urzeiten mitbekommen hat. Hat je ein Volk so restlos zu sich selber ja gesagt, wie heute das deutsche Volk? Man muß schon Jahrtausende zurückgehen, um etwas Ähnliches zu finden.

Herzhaft führen und herzhaft folgen, jenseits von allem zergliederndem Geisteskram und dennoch geleitet von durchgeistigten Trieben, das ist heute der deutsche Mensch, reich und arm in Stadt und Land, und er will nichts anderes sein als er selbst, ein wahrhaftiger deutscher Mensch.

Aus solchem Lebensgefühl der neuen Gesundung kann kein anderer Gruß entstehen, als der neue deutsche Gruß: Sieg-Heil, denn der deutsche Mensch wurde heil an Leib und Seele und besiegte sich, indem er zu sich selber fand.



Fritz Kimm. Bauer

Der Leierkasten

Von Jon Sân-Giorgiu

Und unten auf der Straße seh' ich wieder
Den Greis und seines Vogels blau Gefieder,
Der sich nunmehr zu meinem Fenster kehrt
Mit dem verstimmten Leierkasten
Und alte Lieder spielt auf immer gleichen Tasten,
Als sei die Zeit am Wege umgekehrt.

Ich seh' auf ihn, den kleinen Papagei,
Der seine Zettel aus der Schachtel zieht;
Ich seh' und hör' — doch von der Dudelei
Versteh' ich nichts, indes das Lied
Vergessene Märchen aus dem Schlaf gesungen
Und an begrabne Zeit Erinnerungen.

O, ist vielleicht auch meiner Liebe Fleh'n
Für dich nur eines Leierkastens seufzend Dreh'n
Und eines Papageis Geleit,
Von dem du dir die Märchenzettel ziehst,
In denen du doch heute nicht mehr liest —
Süßliche Mär sentimentaler Zeit?

Doch horch, es schweigt des Leierkastens Lied,
Der Mann heischt milde Gaben für die Zettel —
Vor deine Fenster meine Liebe zieht
Wie ein unnützes Flaschinettel,
Das in der Lederbrust hält eingespannt
All meines Leidens ganzen Unverstand .....

(Übersetzt von B. Capesius)

Der Maler Nagy Imre

Von Emil Witting

Wenn ich voranstelle: Der Szekler Maler Nagy Imre wächst unter unsern deutschen Augen empor, so mache ich kein Verhältnis, sondern ich bestätige eines. Dies Verhältnis ist kein Zufall, es ist vielmehr Zwangsläufigkeit. Gerade wir Deutsche dieses Landes wurzeln bewußt

mit allen Herzfasern am Boden, an den Bergen, an den Rechten, am Alten — an der Heimat. Nagy Imre malt die Heimat, seine Heimat, seine Wiege und sein Grab, und wo er wohnt und lebt und leidet, ist nicht fern von uns, ist im Szeklerland, in der Csik, in Zsögöd, ist ein einfaches Bauernhaus, umgeben von nebelschwerem Winterfrost, wenn wir Weihnacht feiern — von Sonnenblumen und Bienenarbeit, wenn wir Sommerfrische machen.

Wenn wir im stillen schnepfenstreichenden Lenzföhn, da alles Wiedersehen begeht, unter verfallenden Kampfburgen an herbstwehen Erinnerungen bangen, bevor uns die liebe Sonne ja doch erweckt, dann am meisten verstehen wir den Szekler Maler, wenn er Csiker Mägde, weiße Kühe, Zsögöder Wiesen und Wälder malt, und es erfaßt uns der heilige Schauer der Ergriffenheit, wenn wir eine Kunst erstehen sehen, die nicht fragt nach Modern und Unmodern, nach Kontinent und Übersee. Mutterscholle und Vaterhaus sind sein Gegenstand und werden es bleiben. Aufgabe seiner Kunst ist die Darstellung der Heimat. Was würde er aus sich machen, wollte er mit einmal Polospieler, eine heranmarschierende Husareneskadron oder das Arbeiterproletariat malen oder gar die Kreuzabnahme Christi? Für uns wäre er in leblose Ferne entrückt. Warum hat ein Tizian die italienische Frau und nicht die deutsche gemalt? Warum hat ein Michelangelo den nackten Körper modelliert? Weil beide in ihrer großen Zeit dort schöpften, wo die italienische Frau zuhause und wo aus der Antike der Körper geworden war.

Nun zur Kunstform!

Nagy Imre ist nicht ein wilder Maler, der im Eigensinn die Unbildung „propagiert". Er ist mit den scharfen Augen des wachen Beobachters durch die Landschaften und Kunststätten von Italien, Deutschland, Ungarn, in gewisser Beziehung auch Rumäniens und im besonderen Siebenbürgens gereist. Er hat versucht und verworfen. Er ist auch heute noch nicht endreif. Aber er hat in den Stunden der Pfadlosigkeit, Verirrung und Verzweiflung den Weg zu sich selbst erkannt. Auch auf seinen ersten Bäumen waren noch keine Äste gewachsen, sie sahen aus wie Felsen, und zwischen ihnen lagen nackte Menschen auf verschütteter grüner Farbe. Nagy Imre hat zuzeiten wohl auch am Impressionismus den Atem verloren, am Expressionismus die Nüchternheit eingebüßt. Auch heute umgeht er den Naturalismus wie die Katze den Brei, und er macht aus zwei oder drei

Bildern eins. Die Komposition, die Zusammenfügung, um den Ausdruck zu erhöhen, erlangt die Oberhand. Auch andere gehen diesen Weg auf ihre Weise. Er aber hebt ganz aus sich heraus. Ich bin neben dem Künstler gestanden und habe ihn im Schaffen beobachtet. Die Linie ist das Gerüst. Und wehe ihr, wenn sie nicht auf den ersten Hieb gelingt. Ihr Los ist, daß sie bleiben muß. Ein ungebändigtes Selbstbewußtsein, man könnte es fast Arroganz nennen, führt seine Hand, sicher, zielgesetzt. Die Arbeit muß aus dem Augenblick fließen und gelingen, wenn er schon wochenlang sie nachdenkend und verweisend im Kopf getragen. Es gibt ja tausend Linien im Leben, aber man muß irgend eine mit Überzeugung erwischen und hinschmeißen. Darum ist es bei einer Landschaft nicht daran gelegen, ob die Bergkante zwei Zentimeter unter dem Vorwurf steht, er malt ja das Wesen, das Bezeichnende, die Beziehung, und darum sucht er. Deshalb aber kommt es auch nicht darauf an, daß seine Porträts abweichen vom Gesicht, ihm ist der Mensch in der Kunst nebensächlich, er malt Typen, Ideen, einen Dichter, Jäger, eine Verzückte. Er ist nicht ausgesprochener Porträt-Maler und will es nicht sein. Wer peinliche Ähnlichkeit sucht, soll zum Photographen gehen, wer Charakterprägung sucht, soll selbst Charakter, Vertreter (Repräsentant) sein. Und da kommen gesichtslose Menschen und wollen gemalt werden, gescheit und dazu noch lächelnd. Er aber will sich sein Opfer selber wählen. Er hat einen Strich, der, wenn er noch so leicht und schwebend über die Leinwand streicht, schneidet wie der funkelnde Blitz eines feinen Fechters, ja sogar verwundet.

Jetzt kantet er mit hingeworfener Wucht eine Landschaft zurecht, dann mit eleganter Finte einen Baum, streichelt sanft über den Himmel, daß er wie Seide oder Tüll duftet, und dann macht er wenig Umstände mit den Weibern, wenn auch der Rock über Gebühr die nackten Beine freischlägt oder das Gesicht gar zu derbdrall nach Erfüllung schmachtet.

Gegenwärtig arbeitet der Künstler an einem außergewöhnlich großen Bilde, in dem mehrere Mägde im Kreise auf dem Boden liegen und gegen jeden gesellschaftlichen Schliff mit ihren bloßen Beinen richtungslos herumwinken. Das Leben, das freie nackte Leben fordert sein Recht. Die Landschaft liegt offen und frei da, und der Mensch explodiert in seiner Tracht. Als Hohn gegen Hülle und Zwang sollte, was nicht geschah, im Hintergrund ein Bulle auftreten, der

eben eine kriebige Kuh beschlägt. Es ist zum Verständnis der naturhaften Freigeistigkeit und Zivilisationsfeindlichkeit, kurz zur Psyche der Bilder wichtig, zu wissen, daß der Künstler jenen Hintergrund ernstlich erwogen hatte.

Der Linie, der Form huldigt in leuchtendstem Gewand die Farbe. Wer zum erstenmal unter diese Wälder und Wiesen, Wolken und Schatten tritt, glaubt es rauschen, branden und donnern zu hören, so schwelgen die Farben in dem Untersten, Saftigsten, das sie zu bieten haben. Ein leichtes Tupfen, ein schweres Kreiseln des Pinsels auf der Palette, und die Farbe hat ihr Wesen erlangt und schwemmt auf die Leinwand ihre unerhörte Kraft.

Die Zeit drängt, und er muß weiter .... und der Platz drängt, und ich will enden:

Unser Maler ist ein Vierzigjähriger, ihm steht das Werden noch vor. Er ist ein Eigener, der seinen Weg über Ungeschliffenheiten geht. Eine Warnung möchte ich hintansetzen: Er soll nicht Komposition mit Konstruktion verwechseln! Ich habe leisbestandene Starrheiten gefunden. Zu sagen brauche ich gerade ihm nicht: Nur nicht Ausgleiche, Zugeständnisse machen! Die Kunst ist nicht Dogmatik. Wir, die wir neben ihm und seinen Landschaften leben und ihn darin entdeckt haben, haben vielleicht das Recht und die Pflicht, ihm zu sagen, daß jener, der sich hinter Pfähle und Bauten verschanzt, aus dem Freikampf zur Verteidigung übergeht. Wir glauben, seine Berufung ist, zu Ende zu kämpfen ohne seitliche Absteckung, so wie es sein Volk in der Geschichte getan.

Wenn ich kurz auf uns selbst verweise, so finde ich, daß wir uns leider in der Verteidigung so wohl fühlen. Es ist dies vielleicht sächsisch. Und doch haben wir Künstler, die mit vollem Gewicht hinaustreten können.

Ich meine hier besonders die Grete Csaki-Copony. Diese Künstlerin hat mich durch ihre letzte Ausstellung in Hermannstadt überrascht. Ich möchte ihre Schöpfungen gerade als sächsisch gewordene Kunst im Grundsatz, nicht im Maße gegenüberstellen der Kunst des Szekler-Malers. Der unterschiedliche Vergleich wird mir vielleicht deshalb leichter, weil in der einen ein Mann, in der andern eine Frau schafft. Die Malerei dieser Frau ist durchaus Kunst, was viel heißt. Ihre Pinselführung hat meist eine dunsthafte Unausgesprochenheit, Verhauchung der Ränder. Als Absicht ist es hoch zu werten. Volkscharakter,

Charakter des Geschlechtes. Ihre Häuser und Mauern, die Gestalten und Gesichter sind rein und hervorragend sächsisch. Sie hat manches Ausschwärmen eingestellt, tappt aber noch und hat noch nicht ganz gefunden, was ein gutes Zeichen ist. Doch hat sie es nicht not, zerfahrenes Proletariat zu malen, an dem die farbbunten Strümpfe die Geschmacklosigkeit der Kleidung besonders ankreiden und eine mitleidige Verurteilung gegenüber der Volkstracht verkünden. Warum versteigt sie sich in die landfremde Mystik, indem sie mancheinmal böse Geistergesichter im Gewande des Landes und der Unschuld malt? Die Kunst der Frau Grete, wenn ich so sagen darf, ist stark vergeistigt, etwas frauenhaft, wie sichs gehört, nur nicht süßlich, was auch der Farbwirkung zuliebe hingemalte Süßfrüchte von Pomeranzen nicht ändern und es auch gar nicht versuchen sollen, wenn sie nicht ins Milieu passen. Ihre Kunst hat den Sinn und Ernst des Sächsischen erfaßt, und wenn ich etwas bedauere, so ist es, daß sie an Stelle, dessen, jetzt noch tiefer ins Volk, in das Dorf hinabzusteigen, nun in die Großstadt eingeht, wo sich ihr erdgeborenes Können leicht verflüchtigen kann, wenn sie nicht immer wieder zu uns zurückfindet.

Es ist nicht wahr, daß Kunst international sei, es ist ein Irrtum, daß Kunst kosmopolitisch sei — Dichtung ebensowenig. Unsere Kunst, unsere Dichtung kann nur sächsisch sein. Paßt auf, sie ist es, auch wenn sie in Maske und Kostüm Szekler Nationaltracht einen Faschingsscherz treibt. Ich meine, wir wollen auch, daß es so sei, denn wir sind eben erdgebunden, und weil wir so sind, spricht so nah zu uns Nagy Imres Kunst, an der sein Volk bisher beharrlich blind vorbeigefunden.

Das Erdbeben

Von Otto Alscher

Der Mann richtete sich auf. Wenn man stundenlang im Weinberg arbeitet, immer gebückt zwischen den Stöcken umherkriecht, spürt man das Kreuz.

Die Beeren schrumpfen schon. Und nur sehr wenige von den Hornissen ausgefressene oder faulige sind darunter. Das wird wieder einen Wein geben, süß und schwer.

Sein Blick sucht das Anwesen unten, das langgestreckte Dach des Pressehauses, wo die großen Maischefässer stehen und die gute, deutsche

Weinpresse, um die ihn alle beneiden. Ja, die Einheimischen stampften noch die Trauben wie es schon ihre Großväter getan, sie kennen noch nicht die neuen, handlichen Maschinen.

Ein deutscher Auswanderer, wenn er auch noch so fern der Heimat siedelt, er kann ohne gutes Werkzeug nicht sein.

Darum hat er sich auch dieses Haus gebaut, fest aus Steinen mit Zementmörtel gut verbunden, gewölbten Kellern darunter und weiß getüncht — nicht wie diese Blockhütten der Einheimischen aus Steineichen, deren Balken nur notdürftig aufeinandergelegt sind. Viel hat ihn alles gekostet und doch, wenn man auch nicht reich wird hier in der Fremde, sein sicheres, gutes Leben hat man doch, nicht mehr solche Not, wie in der alten Heimat vor der Auswanderung.

Er setzt seine Arbeit wieder fort, obwohl es schon gegen Abend geht. Aber er ist nicht mehr bei der Sache, der Rücken ist schon zu steif — man ist ja nicht mehr jung. Und er sehnt sich nach den kühlen Stuben seines Hauses, die ihm immer das beste Heilmittel gegen alle Müdigkeit und das zeitweilige Heimweh sind.

Im Hausgarten verweilt er noch ein wenig, schaut sich die Artischocken an, nimmt noch eine große duftende Zuckermelone mit und geht dann zufrieden ins Haus, wo auf dem Tisch der Wohnküche Kathrin, seine Frau schon das Nachtmahl hergerichtet hat.

Sie essen langsam und blicken zur offenen Tür hinaus, durch die man tief hinab die Bucht mit dem kleinen Fischerdorf erblickt, weiter links die Stadt und das breite Band der Straße, die zwischen Lorbeerwald und See hinläuft.

Aber die See ist heute nicht tiefblau und glatt, wie sonst immer im Herbste, sondern unruhig und von weißen Schaumstreifen überjagt. Dabei rührt sich nicht der geringste Luftzug.

Sie sprechen über die Kinder, die Tochter, die an einen deutschen Handwerker in der Stadt verheiratet ist, den Sohn, der Maschinist in einer Ölpresserei ist. Aber der Mann ist zerstreut, er wundert sich über die Unruhe des Meeres.

Die Sonne liegt noch auf den höheren Hängen, aber schon steigt etwas wie Nachtkühle auf. Und jetzt plötzlich ein jäher, pfeifender Windstoß, fast wie ein Zischen.

Sie haben zu essen aufgehört und blicken zur Türe hinaus. Da — ein dumpfes Poltern, von ganz unten, wie wenn ein schwerer Wagen über eine Brücke rollt.

Der Mann hat sich überrascht erhoben, will vor die Türe treten, nachzusehen, was das war, da rasselt es wieder, knattert den Berg herab, nun prasselt es im Dache, der Boden hebt sich, das Haus wirft sich vor und zurück, Mörtel fällt von der Zimmerdecke — mit einem Schrei stürzt die Frau ins Freie, stolpernd folgt ihr der Mann.

Entsetzt schauen sie sich draußen an, da wankt es wieder, das Haus neigt sich ihnen zu, weiter flüchten sie, aus dem Hof hinaus, die Straße entlang, bis sie dann plötzlich stehen bleiben und zum Nachbargehöft hinüber starren, wo eben so entsetzt die Menschen ins Freie gestürzt sind.

Sie haben es nie erlebt, sie wissen aber doch, daß es ein Erdbeben war, das sie mitgemacht. Gelähmt blicken sie umher, sehen, daß die Sonne plötzlich verschwunden ist, ein grauer Dunst vom Boden aufgestiegen ist — mechanisch gehen sie auf die Nachbarn zu, die ihnen entgegenkommen.

Willenlos lassen sie sich mitziehen, zu dem Gehöft der Nachbarn hin, deren Blockhütte nichts geschehen ist, wo sie unter dem offenen Vordach der Nacht entgegenharren.

Und diese Nacht verbringen sie mit zitterndem Bangen, dumpfem Versinken in schweren, kurzen Schlaf, jähem Aufschrecken, wenn das Getöse eines neuen Erdstoßes naht und krampfhafter Angst, wenn die Erde unter ihnen schüttert.

In den stillen Minuten hören sie deutlich das Geschrei der Menschen vom Dorfe unten, sehen zügelnde Flammen aufsteigen, dort, wo die Stadt liegt, bis dann endlich der Morgen kommt.

Da aber duldet es sie nicht länger, sie müssen zurück, zu ihrem Besitz, um zu sehen, was davon noch bestehen geblieben. Sie eilen — und doch gehemmt von der Furcht nur mehr einen Trümmerhaufen zu finden.

Dann sehen sie das Dach. Und auch die Mauern. Sie stehen noch, unversehrt. Etwas Zages, wie Freude steigt in ihnen auf. Und doch, wie sie in den Hof treten, ist alles so fremd geworden.

Wie sie es den Abend vorher verlassen, steht das Haus da. Die Fenster, die Tür offen. Leer gähnt es ihnen entgegen. Etwas weht um das Haus, schauert ihnen daraus zu, das sie bannt und auch zurückstößt.

Sie stehen vor der offenen Türe und wagen nicht einzutreten. Wie ein Feind lauert es in der Stube vor ihnen. Sie atmen schwer,



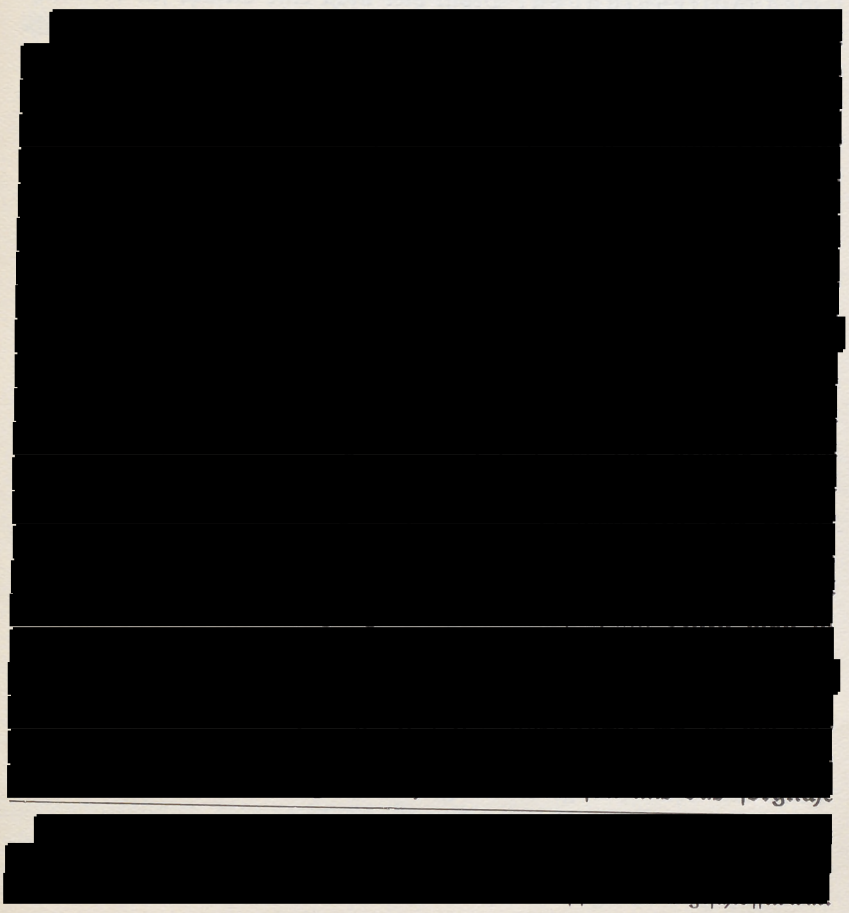
Hans Guggenberger. Kopf einer männlichen Figur

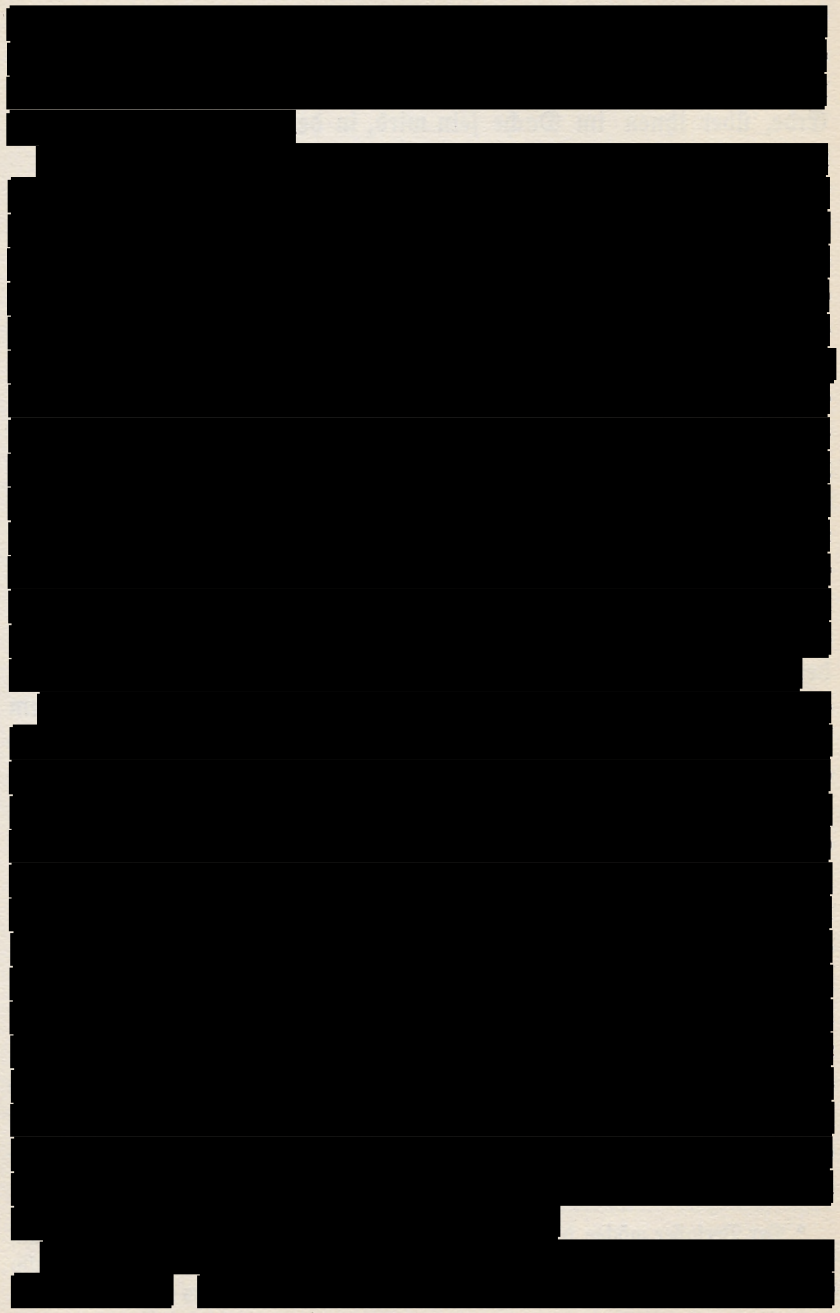
sprechen nicht, beide aber, Mann und Frau wissen es, daß das, was sie gestern im Entsetzen aus dem Hause verjagte, noch immer da ist. Und daß es nie mehr weichen wird. Es ständig unter ihnen in der Erde, über ihnen im Dache sein wird, in den schweren Mauern, um sie in ewiger Furcht vor neuem Schreck, neuer Flucht zu halten.

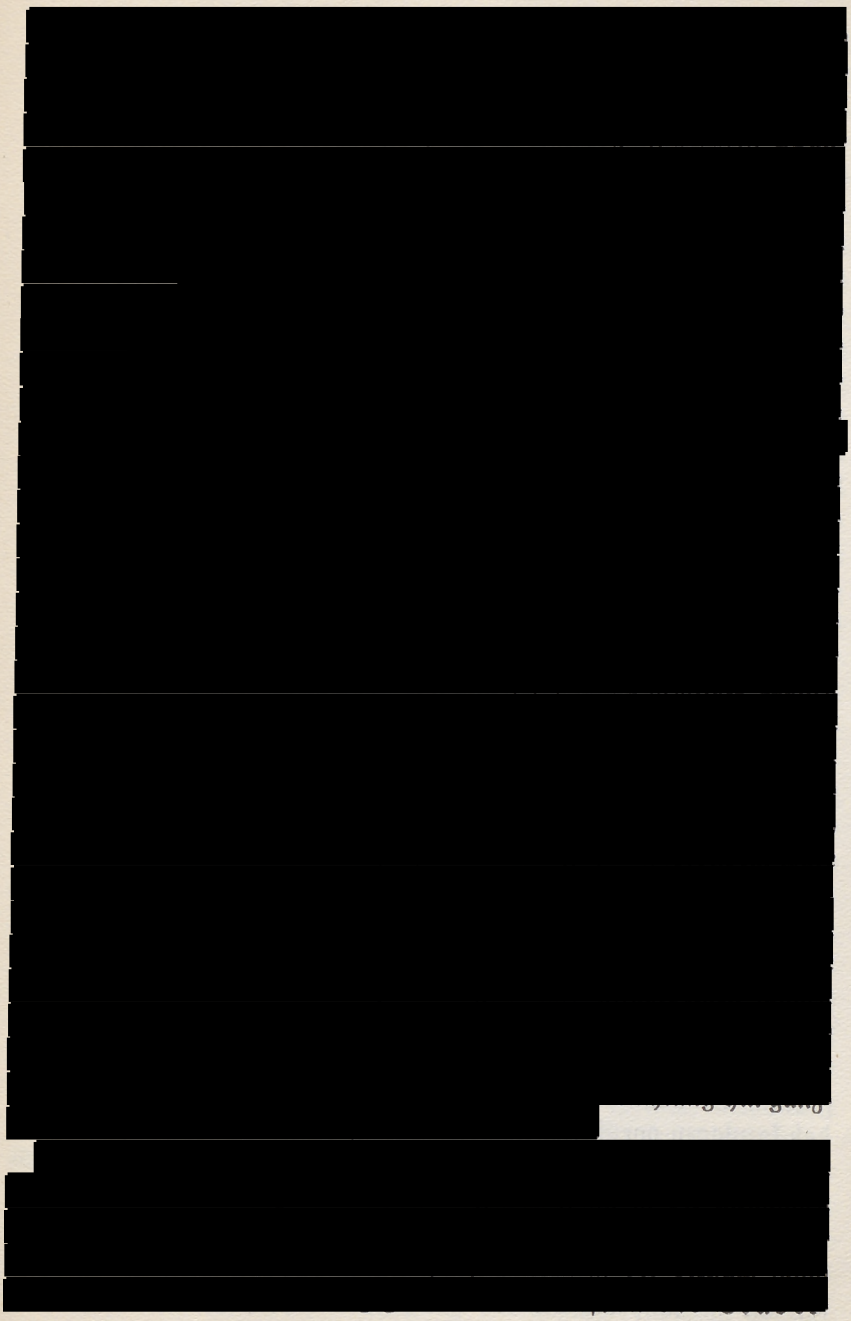
Ihre Blicke, aus müden Augen treffen sich. Stumm haben sie sich gesagt: Wir haben kein Heim mehr!

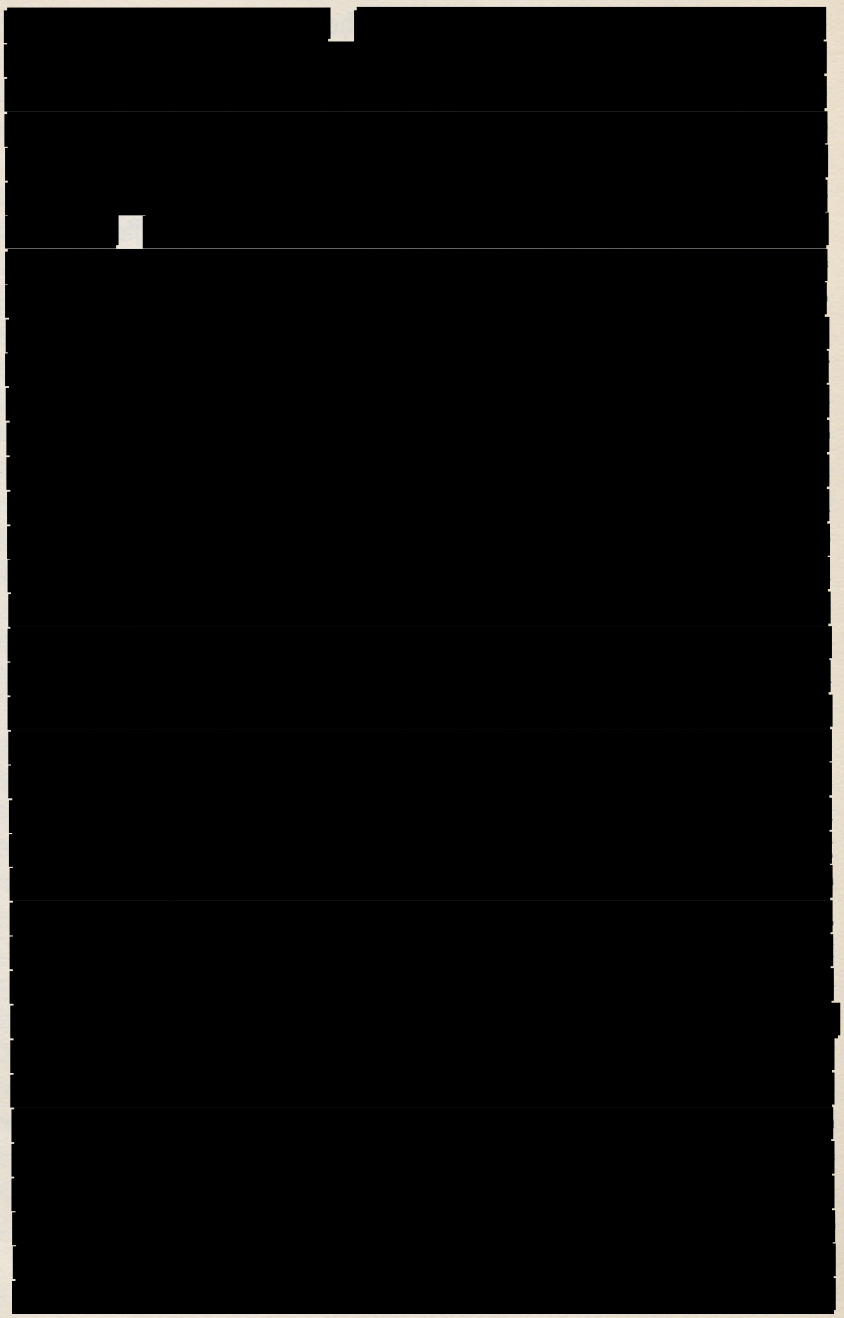
Um unsere Jugend*

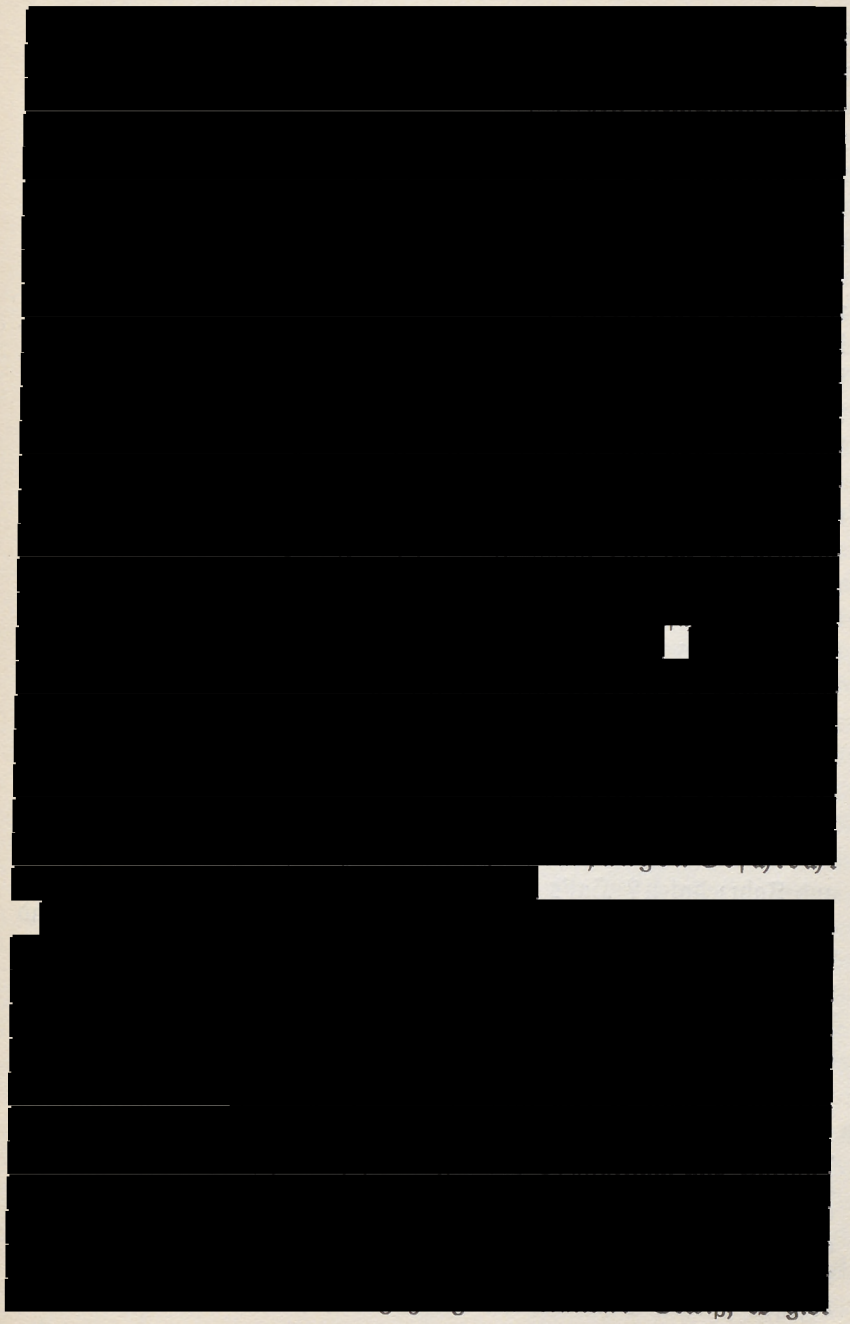
Von Wilhelm Staedel

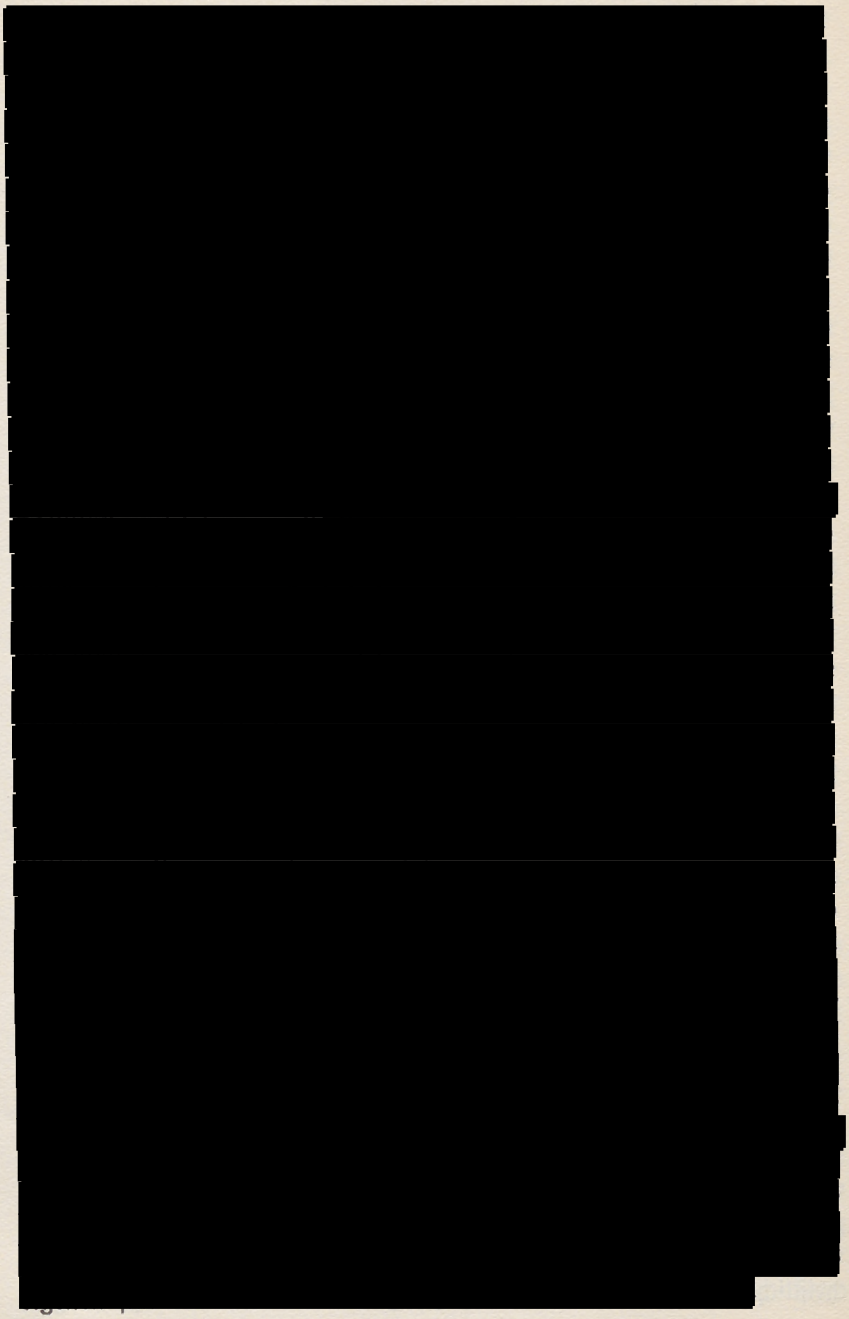


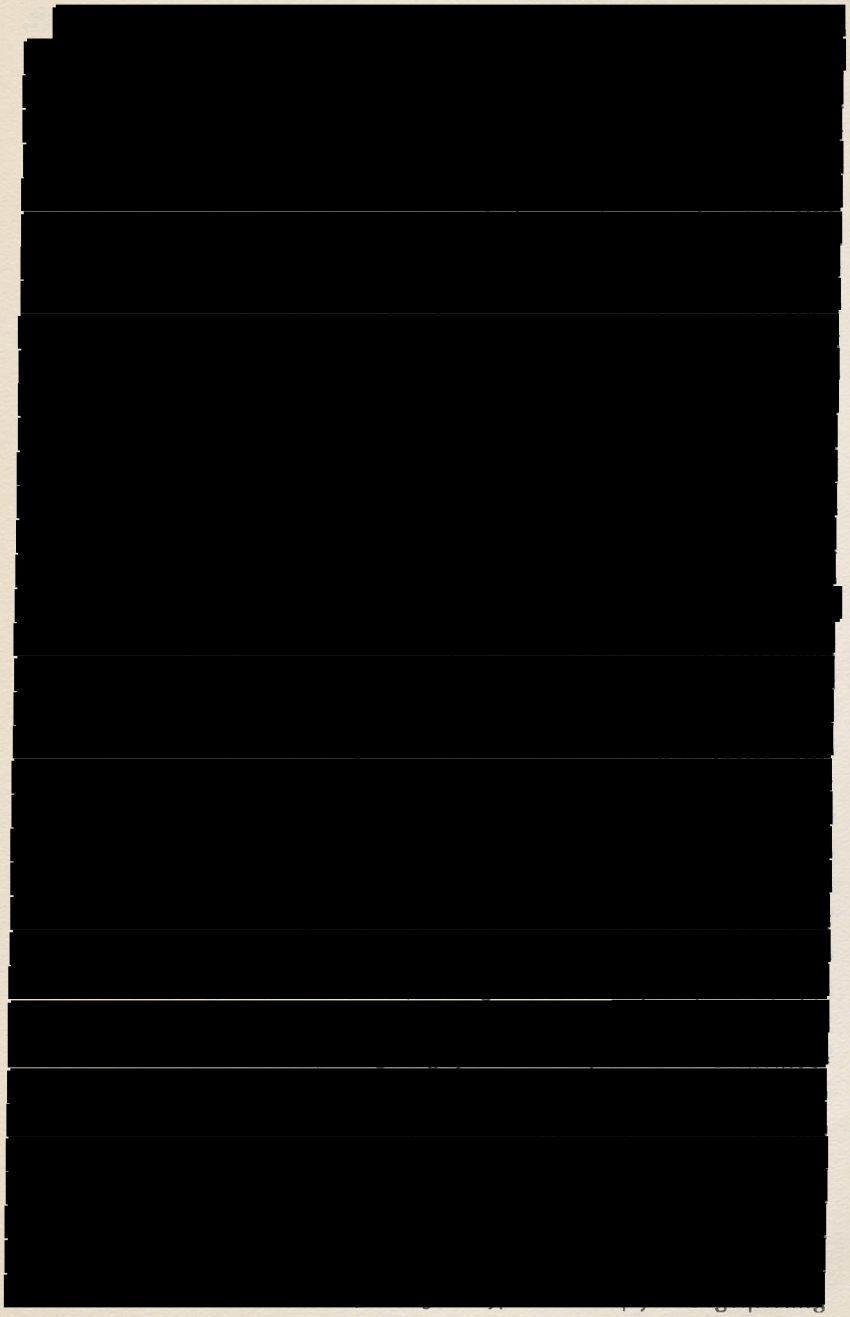


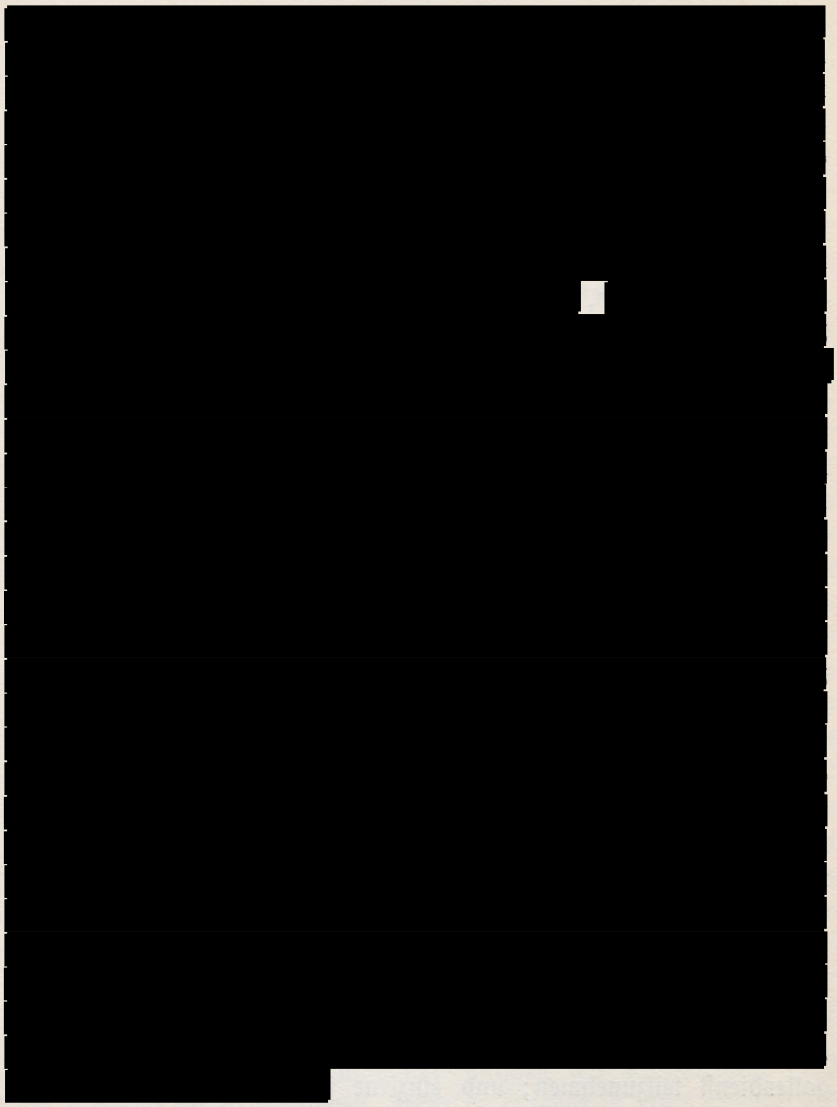














Heinrich Schunn. Malajeschter Kamine auf dem Butschetsch

Die linke Wange

Von Hans Lienert

Der Bauer Martin Porr geht aufrecht und trägt den Kopf hoch. Seine Haare sind ergraut, aber die Stirn ist ungefurcht und das Auge ungebrochen. Keiner sah ihn je gebeugt. Das Leid hat ihn nicht klein gemacht und die Freude nicht gemein. Brach Unglück ins Haus, so verfuhr er mit ihm wie mit dem Ochsen, der den Blumengarten zertritt; der Ochs wird hinausgetrieben und man weiß: geknickte Blumen blühn nachher oft schöner und voller. Freude aber wird ohne Überschwang empfangen, manchmal wie eine störrische Magd genötigt, doch lenkt sie den natürlichen Fluß des Lebens niemals aus seinem Bett.

Es muß drum ein Besonderes sein, das den Aufrechten heute beugt. Er sitzt am Tisch, drauf ein weißes Tischtuch gebreitet ist, in dessen Mitte ein Blumenstrauß duftet. Ein dickes Bibelbuch ist vor ihm aufgeschlagen; die Linke stützt sein Haupt; die Rechte wuchtet zur Faust geballt daneben auf der Tischplatte. An der Wand tickt die alte Bauernuhr. Vor dem Spiegel, in zwiefachem Widerschein der sonnbeglänzten Fenster, steht Martha und schmückt sich zum Kirchgang. Die Stille des Sonntagmorgens erfüllt die Stube, aber ein unwilliges Räuspern aus der Brust des Bauern hat alle Vertraulichkeit, alle Ruhe daraus verscheucht.

Martin Porr liest sonst niemals in der Bibel. Seine Zwiesprache mit Gott ist Herzenssache und nicht eine Angelegenheit bedruckten Papiers. Er wechselt wenig Worte mit dem Herrn seines Lebens und behelligt ihn kaum je mit kleinlichen Anliegen seines Alltags. Das heilige Buch hält er wie einen geheimen Schatz, den man nicht anrührt, den man aber in sicherem Gewahrsam weiß und der vielleicht einmal letzter Not zu dienen berufen ist. Was der sonntägliche Gottesdienst bietet, das nimmt Porr entgegen als fließenden Ertrag dieser Anlage, und dieser Ertrag reicht aus als Unterhalt im gewohnten Tageslauf.

Heute ists offenbar anders. Aus der geballten Faust schnellt plötzlich der Zeigefinger vor und spießt, feindselig zitternd, ein Wort des Buches auf. „Nein!“ ruft er scharf, „das kann kein Mann!“ Und er erhärtet den Ruf mit einem Faustschlag auf die Tischplatte. Dann erhebt er sich, stößt das Buch eine Spanne weit vom Tischrand und verzieht dadurch das glatte Tischtuch in böse Falten. Martha wendet sich vom

Spiegel her, ihre Augen sind ängstlich aufgerissen, ihre Lippen, zur Frage geöffnet, bleiben stumm. „Komm her, Mädchen! Lies! Steht das wirklich da?“ Sein derber Finger streckt sich aufs Blatt. „Hier!“

Das Mädchen wagt nicht aufzuschauen und setzt sich nicht; aber ihre Stimme bleibt fest; was da steht, hat sie nicht zu verantworten. „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn..“ „Weiter!“ „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar.“ „Dies Letzte nocheinmal. Lies richtig, Mädchen!“ „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar!“ „So! Das steht geschrieben?“ „Ja, Vater.“ „Gut, Mädchen. Kehr dich um, sieh mich an! Ich bin dein Vater, du kennst mich. Glaubst du, daß ich das kann?“ Martha ist unsicher. „Ich weiß nicht, Vater, was Ihr meint..“ „Glaubst du, daß ich das kann, was dort geschrieben steht? Daß einer kommen darf, daß einer mich zweimal züchtigen darf, mich zweimal zuschanden treten?“ „Nein, Vater...“ sagt das Mädchen, und seine Stimme verklingt ganz dünn. „Nein, sagst du; nein! Ganz recht! Und warum erwartest du's von mir? Weshalb verlangst du's von deinem Vater? Du, als mein Kind?“ Sie schweigt und weiß nun, was gemeint ist. Nun kann sie nicht mehr leugnen. Nun sieht sie das Ende, — und ist entschlossen, sich drein zu fügen. Und wenn er nun kommt, ihr Freier, ihr Geliebter, Georg Herter, der beste unter den Burschen des Dorfs, — da wird er wieder gehn müssen, da wird er vor dieser Frage keine andere Antwort finden, als diese: „Nein“.

Und da tritt er zur Tür herein, denn er will seine Martha zur Kirche holen, will sie heute den Leuten zeigen als seine Erwählte. Er grüßt und bleibt an der Türe stehn. Der Bauer hat keinen Dank für ihn; keinen Gruß, keinen Wink der Hand, — nur einen eisig-strengen Blick. „Wer bist du?“ fragt Martin Porr und steht unbewegt wie eine Säule. Der Bursch errötet, bleibt unbewegt und antwortet: „Georg Herter, Ohm.“ Der Bauer wartet eine Weile. Die alte Uhr tickt hell dazwischen, sie mißt den Schritt der Zeit; bald muß die Glocke läuten und zur Kirche rufen. „Georg Herter“ wiederholt der Bauer, und sein Auge fängt an zu flackern. Der Bursche steht unbewegt und schweigt; sein Blick bleibt klar und fest. „Georg Herter! Weißt du, wessen Schwelle du betreten hast?“ „Ich weiß es, Ohm,“ gibt der Bursche einfach zurück. „Du weißt es! Dann weißt du auch,

Georg Herter, daß du mein Kind, die Anna, entehrt und in den Tod getrieben hast! Dann weißt du auch, Georg Herter, daß meine Frau aus Not und Kummer ihr nachgegangen ist!" Der Bursche sieht den Bauern an, seine Augen beginnen zu schwimmen, dann bittet er einfach und entschieden: „Verzeiht mir, Ohm!" Der Bauer überhört die Bitte und fährt auf. „Du weißt das, Georg Herter, und wagst es doch, vor mein Auge, über meine Schwelle zu treten?" „Ich kann nicht anders, Ohm. Grade drum, — ich will nicht ausreißen wie ein grindiger Hund . . ." Und nun verzieht sich des Bauern Gesicht zu einem grimmigen Lächeln. „Du kannst nicht anders? Ja, — so sehr haben dir's meine Töchter angetan?" „So sehr, Ohm, ja . . ." würgt der Bursch hervor. „Und ich soll anders können, — meinst du? Anders können, als ich muß?"

Die alte Uhr tickt weiter; sie schreitet mit der Zeit; noch ein paar Augenblicke, dann wird die Glocke läuten und zur Kirche rufen. Da winkt der Bauer. „Tritt näher! Hör zu!" Der Bursch gehorcht und tritt, wohin des Bauern Finger weist. „Lies, Mädchen! Du weißt, was ich meine!" Martha erwacht aus ihrer Erstarrung, beugt sich über das Buch und liest: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar." Dann schweigt sie, ohne aufzuschaun.

„Das kann ich nicht, Georg Herter, — könntest du's?" fragt der Bauer mit zitternder Stimme. Der Bursche sieht ihn an. Er versteht, er sieht den Abgrund, vor dem diese Seele weint; er möchte vor Not und Verzweiflung aufheulen. Und dann kommt's über seine Lippen, einfach und bis ins Letzte entschlossen: „Ja, Ohm."

Der Bauer hat nicht ausgeholt; ohne Vorsatz und ohne Besinnung hat er gehandelt. Mit dem Ja des Burschen brennt ein Streich auf dessen Wange, die wie Feuer zündet. Das Mädchen flüchtet mit einem Aufschrei in den Winkel und wird von Schluchzen geschüttert. Die alte Uhr tickt noch zwei Schläge und kündet dann die zehnte Stunde. Da brüllt der Bauer mit einer Stimme, die aus bitterster Tränennot emportaucht: „Kannst du das, Bursche?" Der Bursche steht unbewegt wie eine Säule und sieht ihn an und sagt: „Ja, Ohm!"

Der Bauer holt zum zweiten Streich nicht aus. Ohne Vorsatz und ohne Besinnung reißt er den Burschen an seine Brust und hält ihn eine Weile fest. Vom Turm herunter aber hebt die Glocke zu läuten an und ruft durch den sonnigen Morgen hindurch zur Sonntagsandacht.

Idealismus und Wirklichkeit

Von Heinrich Zillich

Angesichts des Tiefstands der personenpolitischen Auseinandersetzungen, in die, von Lügen und Verdächtigungen eifrig gefördert, die weltanschauliche Aussprache unter den siebenbürger Sachsen vielfach entartet ist, wollen wir die Dinge sehen, wie sie sind. Wir wollen den Kern des Ringens, der von den meisten nicht erkannt wird, fassen. Und da begrüßen wir es, daß uns, die wir an den Zuständen der Oberfläche alle mitschuldig sind, ein Büchlein aufrüttelt und zugleich auf die Tiefen hinlenkt, die, besser als die Oberfläche, nicht hoffnungslos erscheinen. Es ist die Schrift, die Konrad Möckel im Verlag der Markusdruckerei unter dem Titel „Idealismus und Wirklichkeit" vor Weihnachten erscheinen ließ.

Das Buch kam zur rechten Zeit. Und es hat die rechte Haltung zur Zeit. Es ist ein kämpferisches Buch in jener verantwortlichen Haltung, die wir brauchen, um das Suchen und Wollen unserer Gegenwart zu verankern und zu veredeln. Mit einem Worte ausgedrückt: das Buch handelt von der wahren Bedeutung der Erneuerungsbewegung, die heute alles deutsche Volk durchdringt, nicht aber von einer Parteiform. Entscheidend für die Grundeinstellung Möckels sind seine Worte „Man täusche sich nicht: sollte es geschehen können — was Gott verhüten möge —, daß unsere Erneuerungsbewegung von irgend einer Macht niedergetreten und erstickt werde, dann ist es um unsere Zukunft geschehen und die Lebensformen unserer Väter gehören für immer nur noch der Geschichte und keiner Gegenwart mehr an". Dieses klare Bekenntnis zu der Bewegung schließt bei ihm eine weitreichende, ja eine unbeschränkte Anerkennung ihrer geistigen Forderungen ein, auch der Forderung auf Ganzheit, die heute so oft bekämpft wird. Er weist nach, daß es im Wesen einer wirklich das ganze Sein eines Volkes neugestaltenden Wandlung, die mit ihrer politischen Auswirkung allein gar nicht begriffen werden kann, begründet ist, daß sie den Menschen in allen seinen geistigen und kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Äußerungen erfasse. Daß sie ihn eben innerlich wandle. Geistig liberalistische Parteien forderten nur einen Teil des Menschen. Sie gaben ihm das weltanschauliche Gebiet meist zur privaten Bestellung frei. Sie waren damit von vornherein zu einer taktischen Aufgabenbegrenzung verurteilt, an

der sich auch ihr Bestand begrenzen mußte. Dagegen ist der Drang zur Erneuerung ein Aufbruch des Volkes aus seinen Tiefen, aus Tiefen, die viel mächtiger sind als ein gedanklich erfaßbarer Idealismus, ein Aufbruch, der einem Widerstand des Lebens gegen den Tod gleicht. Darum kann über dieser Bewegung, die eigentlich nichts weiter ist als das lebendig gewordene Volksgefühl, geistig nichts mehr anerkannt werden als der Schöpfer selbst. (Die Anerkennung der Rechts- und Staatsordnung ist eine Selbstverständlichkeit!) Die „Radikalisierung" des so lebendig gewordenen Lebensgefühls ist begründet und notwendig. Sie richtet sich schlechthin auf alles, was im Bereiche des Volkes vorhanden ist, und muß es tun, wenn sie ihren Sinn, der in dem Worte Erneuerung sprechend zum Ausdruck kommt, nicht verlieren will.

Durch diese Feststellungen, die zunächst den Umkreis des neuen Wollens und Fühlens feststecken und die Totalität ihrer Daseinsforderung bejahen, wird die Größe und Einzigartigkeit der Bewegung klar hervorgehoben, an der gemessen alles parteipolitische Wollen nebensächlich, gewissermaßen säkularisiert erscheint, wobei natürlich diese Bewegung als die elementare Bewegtheit des Volkes betrachtet werden muß, nicht als eine veränderliche äußere Organisationsform. Die Ganzheit ihres Anspruchs hat nun aber, so begründet sie im irdischen Bereich ist, eine Schranke an Gott. Erst, wenn diese Schranke nicht bloß beachtet, sondern ununterbrochen gefühlt wird, kann jener Ganzheitsanspruch wirklich segensreich werden. Jede Bewegung, auch eine aus Volkstumstiefen, ist eine Bewegung des Geschöpfes und darum endlich, vor Gott fragwürdig; sie ist Idealismus, also Bündelung ehrlichsten, reinsten Wollens, angerührt aus der Tiefe, aus ehrlichstem reinsten Empfinden, aber sie trägt die Gefahr der Verabsolutierung in sich. Sie kann sich, was in unzähligen Fällen mit Bewegungen des Idealismus geschah, selbst vergotten und die innere Beziehung zu Gott damit verlieren. Diese Beziehung setzt das Bewußtsein der eigenen Endlichkeit voraus, das Empfinden der eigenen Fragwürdigkeit und also das Gefühl der Sünde.

Möckel sieht die Gefahr der Erneuerungsbewegung darin, daß sie die in ihr wirkenden Kräfte des Glaubens, die in ihr zum Ausdruck gekommenen Triebkräfte mütterlicher Volkstiefen, die innerlich verknüpft sind mit den Hintergründen des Lebens und mit Gott selbst, abnabeln, zum gedanklichen Idealismus umwerten könnte, den dann nur die

Leidenschaft des zur Dämonie entarteten Glaubens antreibt. Es ist tatsächlich unverkennbar, daß die Erneuerungsbewegung solche Gefahren wirklich zeigt, ebenso wie es unverkennbar ist, daß sie in sich die Ansätze zu einer großen religiösen Erneuerung trägt. Notwendig ist es darum, daß sie, um nicht jener Gefahr zu unterliegen, sondern um diese verheißende Möglichkeit zu erfüllen, sich innerlich bewußt werde über die Rangordnung, die sie selbst einnimmt im Rahmen der Weltordnung. Sie muß sich selbst eingereiht wissen als ein vor Gott endliches Werk, dessen Wert von ihm allein abhängt. Ist dieses Wissen hergestellt, so kann sich ein lebendiger Grenzverkehr mit dem Ewigen entwickeln, der eigentlich nichts anderes ist als ein inneres Unterordnen und Selbstkorrigieren, als das Gefühl der Demut im Stolz der großen irdischen Aufgabe, die man aus bluthafter Tiefe erfüllt und auf die dergestalt auch ein Schimmer des Ewigen fällt, der allein die Ernte gewährleistet.

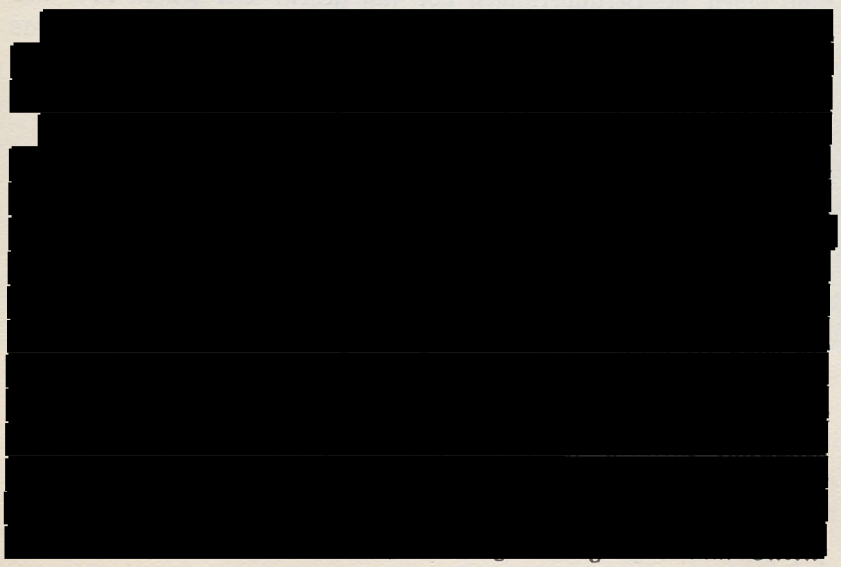
Wir wollen hier nicht alle Teile des Büchleins wiedergeben. Wir haben den grundlegenden Gedanken ganz kurz gezeichnet. Es sei noch darauf verwiesen, daß vom christlichen Bewußtsein her gewisse Hemmungen der Erneuerungsbewegung gegenüber leicht auftauchen können und zwar derart, daß der Christ die alles in Frage stellende Ausschließlichkeit Gottes so stark empfindet oder sie auch rein theologisch und gedanklich (eine Idealisierung des Glaubens selbst) so übermächtig in sein Bewußtsein stellt, daß er von dieser Wirklichkeit aus der Wirklichkeit des irdischen Lebens nicht mehr begegnen kann ohne sie abzulehnen. Da ergibt sich denn jene außerordentliche Spannung zwischen Christentum, Volksverpflichtung und Volksliebe, die die völkische Gleichgültigkeit mancher Christen bewirkt. Möckel wendet sich dagegen mit zwingenden Gründen. Die irdische Wirklichkeit muß erduldet und getragen werden, ja sie muß zur eigenen Sache gemacht werden; das heißt eigentlich: sie muß geliebt werden. Und darum wird auch für den Christen das Volk zur Aufgabe. So fern sich Gott als Schöpfer und der Idealismus als vergängliche Erscheinung sind, ewig im Range geschieden — sie suchen einander doch. Volk ist Schöpfung Gottes und darum eben Aufgabe, von ihm gesetzt. Aber die Beziehung zu ihm muß ständig bewußt und gefühlt bleiben, sonst wird Volk zur „verkappten Religion", zur Manie, zur Dämonie und führt damit letztlich in den Tod.

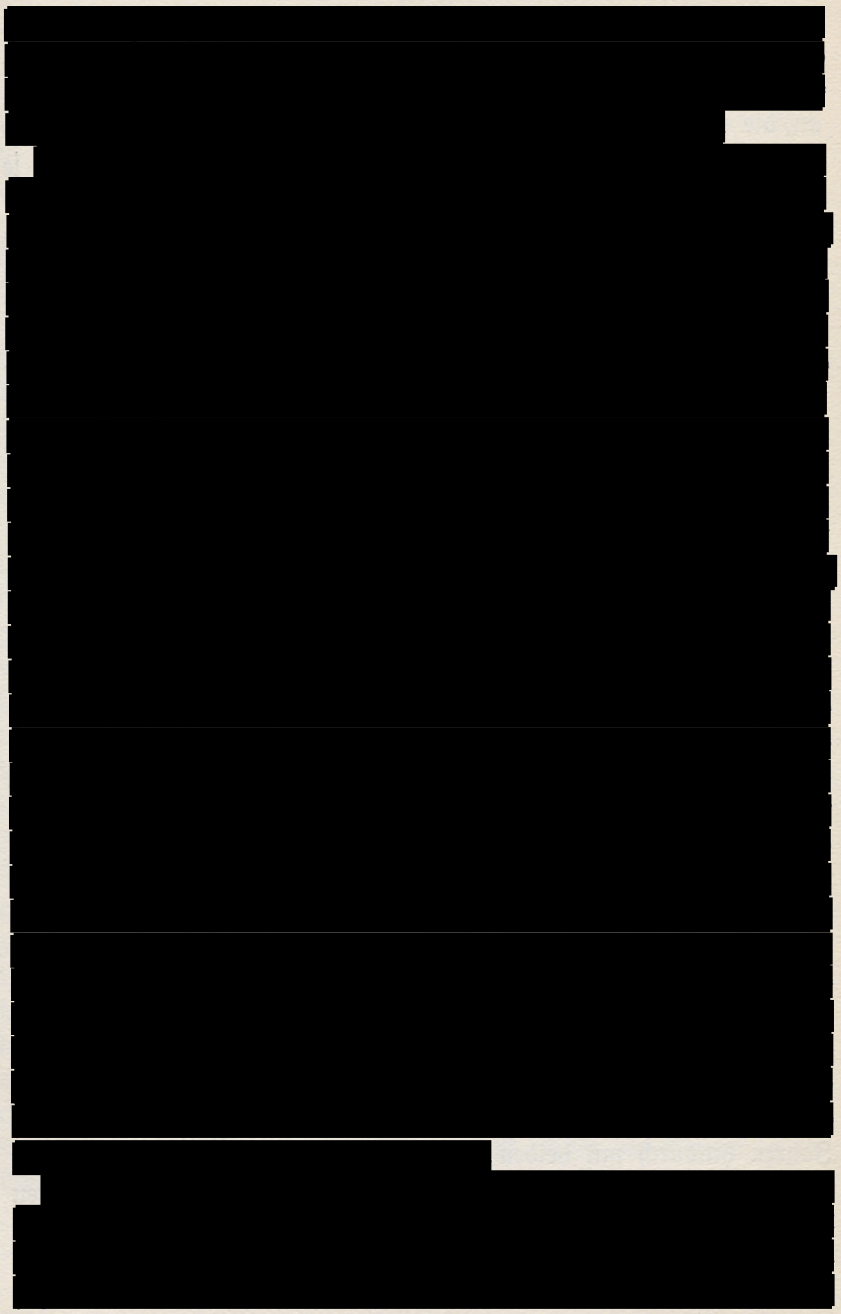
Die tapfere Schrift wird sicherlich von manchen mißverstanden werden,

die den Ernst der behandelten Frage nicht erfassen und aus der Bequemlichkeit ihrer Gedankenbauten zur Besinnung auf ihre eigene Eintäglichkeit nicht gelangen; sie rührt dennoch den Kern der Probleme an, die uns allen gestellt sind: die Frage nämlich, ob der Erneuerungsdrang, dessen Breite und Tiefgang zum Größten gehört, was je durch das deutsche Volk ging, diesen Weg durchhält oder nicht. Durchhalten kann er ihn nur, wenn er eine Verbindung findet zum Religiösen, (wobei das Kirchliche eine zweitrangige Angelegenheit ist) was zugleich ein Verzicht auf die eigene (nach oben gestreckte) unbegrenzte Bedeutung beinhaltet, aber damit erst den Gewinn der vollen reformatorischen Bedeutung sichert, die in ihm keimhaft liegt. Und wie für die gesamtdeutsche geistige Entwicklung ist die Frage auch an uns Sachsen gestellt. Allerdings wird man als Laie bei voller Bejahung dieser Anschauungen zur Bemerkung gedrängt, daß die religiöse Erneuerung warscheinlich auch die heutige religiöse Form abwandeln wird.

Das Generationsproblem in unserer sächsischen Bauernschaft

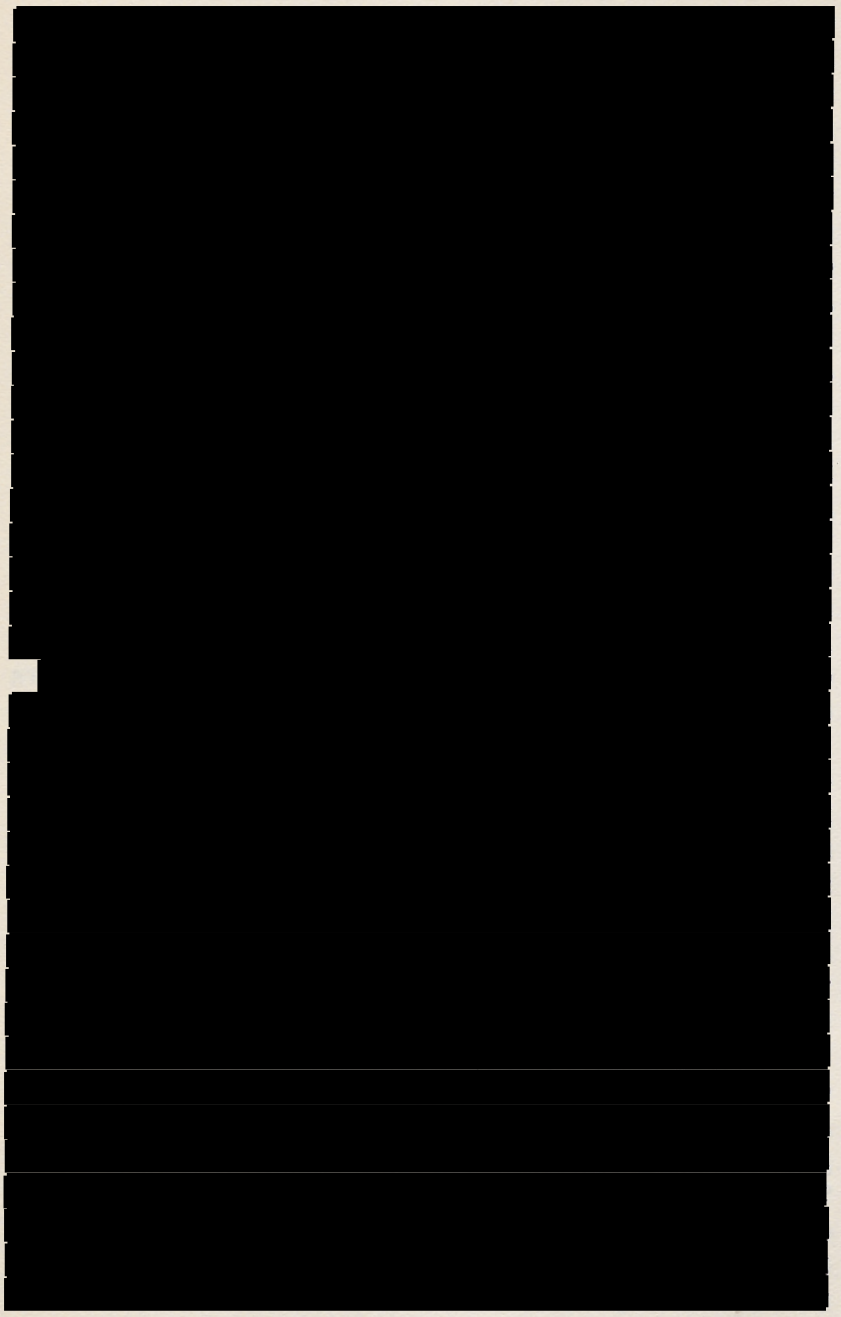
Von Hans Kaufmes







Eduard Morres. Siebenbürgische Berge





Mutter im Herbst

Von Kurt Scherg



Sinn und Berechtigung des Frauenstudiums im dritten Reich

Von Hermine Pilder-Klein

Die Hochschule des dritten Reichs steht vor grundlegenden Umwälzungen. Im 19. Jahrhundert und noch bis in die letzten Jahre hinein betrachteten die Hohen Schulen Deutschlands es als ihre einzige Aufgabe, Fachleute, Spezialisten heranzubilden. Diese Beschränkung auf die einzelnen Wissenschaftsgebiete konnte kein Bindemittel sein zwischen den einzelnen Fakultäten, sie verhinderte die universitas der Hörer. Statt bindend wirkte sie trennend. So hatten wir in Deutschland nicht den Studenten schlechthin, wir hatten den Theologen, den Philologen, den Mediziner, den Juristen usw.

Die neue Reform der Hochschule stellt demgegenüber als Bildungsziel auf, die Erziehung zum politischen Menschen. Im Vordergrund soll nicht mehr das Fachwissen stehen, sondern der Mensch, d. h. der Charakter. Wie die Grenzen zwischen Wissenschaft und Mensch gezogen und gehalten werden, darüber möchte ich hier keine Vermutungen äußern. Denn einerseits sagte der Philosoph Heidegger

bei der Übernahme des Rektorates in Freiburg, die Hochschule werde bleiben „die Hohe Schule, die aus Wissenschaft und durch Wissenschaft die Führer und die Hüter des deutschen Volkes in die Erziehung und Zucht nimmt. Der Wille zum Wesen der deutschen Universität ist der Wille zur Wissenschaft als der Wille zum geschichtlichen geistigen Auftrag des deutschen Volkes als eines in seinem Staat sich selbst wissenden Volkes". Auf der anderen Seite legt Eduard Spranger seine Auffassung von der Erziehung zum politischen Menschen (Die Erziehung, Nov. 1933) so dar: „Der Mensch ist weder nur vom Individuum noch ausschließlich vom Kollektivum her zu begreifen. Er steht in einem vorgeformten überindividualistischen Lebenszusammenhang, der sich offenbart in der blutmäßigen Verbundenheit der Geschlechterfolge mit der lebenden Generation, sowie in den Geistesmächten eines Volkes, wie Sprache, Sitte, die durch den Einzelnen hindurchleben. Politisch reif ist derjenige, der die Bildung eines Volkes in sich trägt als Gestalt und Verpflichtung." „Weil der Geist eines Volkes ohne den Einzelnen nicht leben kann, deshalb ist der Einzelne der Ort, an dem nicht nur die Verantwortung für den Bestand des bereits geformten Geistes aufleuchtet, sondern auch die Entscheidung über seinen zukünftigen Gang ausgehalten und ausgefochten werden muß. Schon deshalb bleibt Zielpunkt der Erziehung, auch in einem kollektivistischen Zeitalter, immer der Einzelne. In der Technik des Wehrdienstes oder im Arbeitsvollzug das Entscheidende zu sehen, ist falsch. Das Entscheidende ist die Gegenwart des überindividuellen Geistes in jedem einzelnen Gliede und also das verantwortliche Gliedschaftsbewußtsein jedes einzelnen".

Hier, wie gesagt, sollen keine Vermutungen geäußert werden über die Art und Weise, wie die verantwortlichen Männer in der Praxis die schwerwiegende Frage der deutschen Hochschulreform lösen werden. Das durch Heidegger und Spranger eben erläuterte neue Bildungsideal hingegen bietet wieder einmal Gelegenheit, im Zusammenhang damit über Sinn und Berechtigung des Frauenstudiums in Deutschland nachzudenken.

Es versteht sich von selbst, daß in einem Lande, das die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zu seinen vornehmsten Aufgaben rechnet und das die Volksgemeinschaft über alles stellt, die Frau einen ehrenvollen und geachteten Platz einnimmt. Der Reichspropagandaminister sagte am 11. Februar in seinen grundsätzlichen Aus-

führungen zur Frauenfrage: „Es sind (zwischen Mann und Frau) zwar artgemäße Differenzen festzustellen, aber „keine Leistungs- und rangmäßigen Differenzen." Er sagte weiter: „Wir müssen uns auf das erbitterste gegen die Unterstellung verwahren, ... daß wir die Absicht hätten, die Frau aus dem öffentlichen Leben und aus den Berufen herauszudrängen."

Es ist bei solchen Ansichten der führenden Männer und angesichts des verhältnismäßig geringen Prozentsatzes der deutschen Akademikerinnen eigentlich nicht recht begreiflich, wieso die Frage des Frauenstudiums in letzter Zeit soviel Staub aufwirbeln konnte. Sicherlich hat die Überfüllung der geistigen Berufe ihr Teil dazu beigetragen. Richtig genährt und zum Lodern gebracht wurde sie aber erst durch die neugestellte grundsätzliche Frage: „Dient das Hochschulstudium dem eigentlichen Beruf der Frau, Mutter und Hausfrau zu sein?"

Der Überfüllung des Arbeitsmarktes soll gesteuert werden durch das bekannte Auslesevorfahren, das im kommenden Studienjahr für das ganze Reich insgesamt 15,000 Studierende, davon 10% weibliche, zuläßt. Aber sie steht an Bedeutsamkeit weit hinter dem zweiten, eigentlichen Problem zurück.

Ein Problem neugestellt, aber nicht neu. Es ist so alt wie die Frauenbewegung selbst und wurde seit den 80er Jahren von den Frauen erörtert gerade auch im Zusammenhang mit dem Frauenstudium und mit immer neuen Pflichten; man sagte gerne „Rechte". Wird jetzt die Frage als etwas ganz Neues hingestellt, wobei Niveau und Haltung der Diskussionen erschreckend tief unter dem der 80er Jahre bleiben, so ist das nicht nur für die Frauen merkwürdig und betrübend. Und wenn man augenblicklich in Deutschland in gewissen Kreisen die Dinge so hinstellen will, als seien die akademisch gebildeten Frauen als unumgängliches Übel der Gemeinschaft zwar notwendig, durch die einseitige Vorbildung, die sie auf der Hochschule erhalten haben, aber ihrem eigentlichen Beruf entfremdet oder gar untauglich dazu geworden, so zeigt das nur, daß man sich über das Ziel der Frauenbildung zwar allmählich einig wird, nicht hingegen über die geistigen Voraussetzungen, die heute mehr denn je zur wissenden und verantwortungsbewußten Ausübung des Mutterberufs in Deutschland gehören.

Ich sage absichtlich „in Deutschland", denn es liegt auf der Hand, daß die Verpflichtung und Verantwortung, die die Glieder der Volks-

gemeinschaft — also auch die Mütter — dem Ganzen gegenüber haben, in einem bestimmten Verhältnis zur Kulturhöhe dieses Ganzen stehen. Was im Folgenden also gesagt wird, dürfte keineswegs auf jedes andere europäische Land anzuwenden sein.

Wogegen richten sich nun die Einwände, die man neuerdings gegen das Universitätsstudium der Frauen erhebt? In der Hauptsache gegen die „Vermännlichung" der jungen Mädchen, gegen das Untauglichwerden zur Fortpflanzung und schließlich gegen den Egoismus, der auf den Universitäten ja geradezu gezüchtet werde, weil sie die eigene Leistung und das eigene Fortkommen in den Mittelpunkt der Arbeit stellen. Diese drei Punkte können hier mit einigen Worten erledigt werden. Die Menschen schließen im allgemeinen etwas leichtfertig von der Schale auf den Kern. Man sollte gerade bei der Beurteilung von Studentinnen nie vergessen, wie wenig Zeit und noch weniger Geld ihnen neben meist sehr anstrengender Arbeit zur Pflege ihres Äußeren übrig bleibt! Sollte nicht jeder vernünftige Vater während der Studienzeit seiner Tochter lieber das Innere auf Kosten des Äußeren sich entfalten sehen, als umgekehrt? Ein Zeichen der „Vermännlichung" seines Kindes wird er darin schwerlich sehen. Daß es unter den Hochschülerinnen dennoch einen größeren Prozentsatz „männlich veranlagter" junger Mädchen gibt, als beispielsweise auf einer Frauenschule, liegt daran, daß sich vom Studium von vorneherein eher ausgesprochen verstandesmäßig begabte Mädchen angezogen fühlen. Die wären aber auch auf einer Frauenschule nicht anders. Nur daß sie, wie gesagt, dort weniger dicht gesät nicht so auffällig in Erscheinung treten.

Der andere Einwand, das Studium mache die Frauen „infolge geistiger Überanstrengung zur Fortpflanzung untauglich", entbehrt jeder sachlichen Grundlage. Wahr ist, daß die Frau sich in Examenszeiten häufiger und leichter überarbeitet, als der Mann, weil sie, was sie tut, mit ganzer körperlicher und seelischer Hingabe zu tun pflegt. Die gesundheitlichen Störungen, die sich hieraus ergeben, sind vorübergehender Natur.

Auf den Einwand endlich, das Studium züchte den Egoismus, ist zu erwidern: ja, sofern jener „heilige Egoismus" Hermann Stehrs gemeint ist, der nicht außerhalb seiner selbst umhersucht, sondern sich ganz auf die Vollendung und Steigerung des eigenen Ich wirft. Jener „Individualismus", der einmündet in die im Jenseits verankerte Persönlichkeit, jener Wille zur eigenen Vollendung aus der Über-

zeugung heraus „ich diene dem Ganzen am besten, wenn ich selbst ein Ganzes bin".

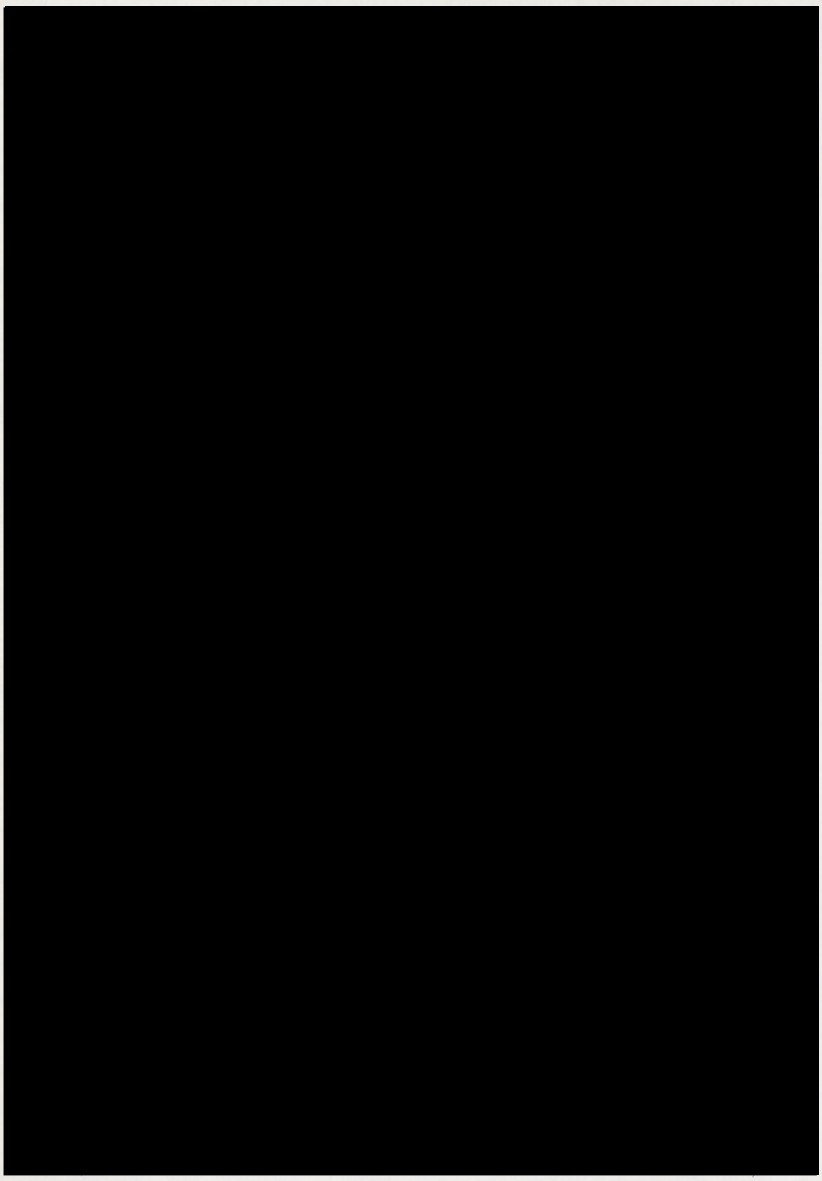
Ist man einmal so weit, dann hat sich der „Egoismus" freilich schon in den Willen und die Verpflichtung zur Gemeinschaft verkehrt, in jenes Gliedschaftsbewußtsein, das nach Spranger das Kennzeichen des politischen Menschen ist. In eine Wesenseigenart also, die ja gerade das Ziel der umgestalteten deutschen Hochschule sein wird. Und dies ist für uns Frauen das Tiefbefriedigende: dieses Bildungsziel schließt wie keines zuvor das Bildungsziel der Frau „Erziehung zur Mutter" in sich; es hat ebensosehr im Auge die Vorbereitung zum bewußten Vatertum, als zum bewußten Muttertum. Nicht die Vorbereitung auf die physiologische Elternschaft, sondern das immer wache Bewußtsein von der Verantwortung, die „das Erbe der vorhergehenden durch die gegenwärtige in die kommende Generation trägt". Es wird von nun an nicht mehr bloß immer wieder davon geredet und geschrieben werden, daß die Familie die Zelle des Volkslebens ist und die heilige Aufgabe der Mutter bei der Jugend und bei der Zukunft des Volkes liegt. Sondern je eingehender man das neue Bildungsziel prüft, je mehr man sich praktisch in seine Verwirklichung versenkt, desto selbstverständlicher wird der Platz der Frau als Lehrende und Lernende an dieser Stätte sein, wo wie nirgend sonst zur Verantwortung gegenüber dem Geist der Nation im gegenwärtigen und kommenden Geschlecht erzogen werden und die Entscheidung über die künftige Gestaltung dieses Geistes liegen soll. Dies, je mehr das Verständnis für die volksschaffende und volksbildende Bedeutung der Mutter erwacht. Auf der Hochschule werden ihr Herz und Verstand aufgehen für den ganzen Raum ihres künftigen Pflichtenkreises, was die Weite, die Tiefe und auch die Grenzen anbelangt. Dies gerade auch, je folgerichtiger alle jene Einrichtungen für die Studentin ausgebaut werden, die das beste Gegengewicht gegen ihre „Intellektualisierung" bilden: Arbeitsdienst, Frauendienst (Ausbildung im Luftschutz, Nachrichtenwesen und Sanitätsdienst), Hilfe in der Volkswohlfahrt, Teilnahme am Arbeitskreis eines Amtes für Heimatspflege, nicht zu vergessen das Frauendienstjahr, das von der „alten Frauenbewegung" mit besonderer Genugtuung begrüßt wird, weil H. Lange es seit dem Jahre 1906 erfolglos gefordert hat.

Und da ist noch ein Punkt, der von allen denkenden Frauen begrüßt werden wird: die strenge Auslese, die für das kommende

Studienjahr in Aussicht genommen worden ist. Je entschlossener und erschlossener sich die künftigen Jung-Akademikerinnen geistig, seelisch und körperlich der Zucht und Formung der Universitäten zu unterwerfen bereit sind, desto dringender müssen sie im Interesse des Ansehens des Frauenstudiums fordern, daß sie befreit werden von jenem Rattenschwanz unsicherer, unbegabter, zweifelnder, oft allzu „weiblicher" Mitläuferinnen, die sowohl für die Universität, als auch für die Studentinnenschaft eine nicht zu rechtfertigende Belastung darstellten. Hinfort sollen nur die wirklich Begabten und Berufenen zur Universität gehen, die, von denen zu erwarten ist, daß sie sich „im Feuer der geistigen Arbeit als wertbeständig erweisen" (Gertrud Bäumer). Sie allein werden den Ruf der Pflichten, der durch die Universität an sie ergeht, begreifen und ihm folgen lernen.

Sie allein werden auch die richtige Einstellung, den „Willen zur Wissenschaft als Wille zum geschichtlichen, geistigen Auftrag des deutschen Volkes" finden. Man kann nicht mehr Volk sagen ohne die Frauen mitzudenken und man wird nicht mehr von dem „mithandelnden Wissen um das Volk" sprechen, „ohne damit die Aufgabe zu stellen, eine weibliche Führer- oder Hüterschar zu bilden, die aus ihrem Wesen heraus mithandelnd um das Volk weiß und im höchsten Sinne wissend für das Volk handelt". (Gertrud Bäumer)* Denn es gilt heute die große Aufgabe, die Vorbedingungen zu schaffen für die einheitliche deutsche Kultur. Die Frau webt mit dem Manne gemeinsam das lebendige Kleid des Volksgeistes — Muttersprache und Vätersitte. Allem aber, was eine echte Frau erfaßt und gestaltet, prägt sie ihren eigenen Stempel auf. Das weibliche mit dem männlichen Kulturbild zusammen ergeben erst die Weltanschauung des Menschen. Erst bei einem spielgerechten Wettstreit mit der Frau wird aber auch der Mann seinen eigenen Klang in voller Reinheit finden. Die Frau soll nicht das gleiche schaffen, wie der Mann. Gerade die Andersgeartetheit der Frauenarbeit soll gefördert werden. Die umgeformte deutsche Hochschule wird den Dozentinnen und Studentinnen hoffentlich das nötige Selbstvertrauen geben, damit sie sich ihre eigenen Methoden suchen und ihren eigenen Beitrag zur Erforschung und Darstellung der geistigen Wirklichkeit erarbeiten können. Sachgerechte und gleichzeitig ursprüngliche Leistungen wird für gewöhnlich nur die als

* Vgl. zum folgenden den schönen Aufsatz von Dr. Maria Schlüter-Hermkes, Die Selbstbehauptung der Frau an den deutschen Hochschulen. „Die Frau". Januar 1934.



Grete Depner. Frauenbüste

Mitarbeiterin und Kameradin geachtete Frau hervorbringen. Denn in einer männlich vorgeformten Welt ist jedes echte Werk aus Frauengeist ein sehr verletzliches Gewächs, das schwer an die Sonne kommt. Es muß mit Liebe von der mütterlichen Erde der Nation empfangen und getragen werden.

Je wehrhafter die Männer sind, umso gebildeter müssen die Frauen sein. Denn die Güter der Nation, die der Mann verteidigt, bleiben nur dann bestehen, wenn sie immer wieder im Geiste und Herzen der Frau dem Leben neu verbunden werden. Bestätigung und Bildung ihrer tiefsten geistigen Leidenschaft erwartet die Frau von der Hochschule. So wird sie sie von neuem und für immer erobern.

Eine Offizierswitwe

Von Hermann Klöß

„Mary, Mary: piiz, piiz!"

Die 82jährige Hauptmannswitwe stand, ihre dürren Arme gespensterhaft hochgehoben, in der offenen Zimmertür und rief nach ihrer Katze, so hohl und tonlos, daß ihre Stimme kaum bis in den Hof hinunterschallte. Dort trat ein rückwärts wohnender Schneidermeister aus seiner Werkstätte, beschattete seine Augen mit der flachen Hand und guckte herauf: „Im Nachbarhaus auf der Dachrinne spaziert sie, Abenteuern nach; werdet sie heut' nicht heimkriegen, 's ist hoch!" Die Frau schlug ihr dunkelbraunes breites Wolltuch um die Schultern sowie um ihr staubgraues, vom Nachmittagsschlaf noch wirres Haar und eilte über die Treppe und den schlechtgepflasterten Hof auf die Gasse. Bald kehrte sie zurück, ans weiche Fell der Katze zärtlich ihre linke Wange geschmiegt:

„Miezi, Miezi, hast mich geängstigt, mir schwindelt; nie wieder darfst du über die Schwelle," — sie stopfte ihr das Näschen in den Fußwischer — „nie, nie!"

Wie sie nun das blankgeputzte saubere Tier in ihr Bett legte, das konnte sie nur als Mutter gelernt haben im Dienst an einem menschlichen Wesen; ihre knöchernen, tellerartigen Hände strömten Wärme aus, zwei Tränen sogar tropften auf's schneeweiße Linnen. Hatte doch an dieser selben Stelle früher ihr Kind geschlafen, die Ziehtochter, jede Nacht knapp neben ihr, träumend und im Traum oft auslangend nach dem Körper der Mutter. Sie hieß ebenfalls „Mary". Nach dem

Tod des Hauptmanns im bosnischen Feldzug nahm die Witwe das elfjährige Mädchen zu sich, weil sie jemand zum Lieben brauchte an Stelle ihres Gatten. Dies schärfte sie dem Kinde häufig genug ein und wiederholte ihm stets ihre Lehre: „Grämdich nicht, weil du Waise bist und ohne Geschwister; ich bin dir dreifach Mutter, lieb dich ohne die Grenzen, welche der Elternliebe die Natur zieht, allein dich, gefällst mir!“

Mary hörte ihr mit aufgesperrten Augen zu, die, während sie ihren Mund der Hauptmannswitwe zu endlosen Küssen hinbieten mußte, sich halb erschrocken, halb neugierig von der sie stürmisch Liebkosenden wegdrehten; sie wunderte sich, daß man sie niemals schlug, an den Ohren oder am Haare riß, wie es ihren gleichalterigen Hausgenossinnen im Hof drunten geschah, und ging nicht ungerne in etwas feierlichen Schritten jeden Nachmittag, sobald es dämmerte, zur Kirche mit, um neben ihrer Ziehmutter vor dem Altar des Hieronymus zu knien:

„Mutter“, fragte sie dann beim Heraustreten, „warum geißelt sich der heilige Mann, war er böser als wir?“

„O, wir müßten uns unzähligemal mehr geißeln als der, Peitschenhiebe versetzen den nackten Rücken herab, bis unser Blut verrinnt, das sündige!“

Solche Reden wurden dem Mädchen umsoweniger verständlich, als zwischen ihnen beiden von Peitschenhieben nichts zu spüren war; auch keine Scheltworte fielen. Die Ziehmutter wich jedem Streite aus, um nicht durch Strenge die Liebe des Kindes, das nicht ihres Bluts war, abzuschwächen; ihre Seele war beständig in Unruhe, wie sie seine Neigung dauernd an sich fesseln könnte, wo doch das sicherste Bindemittel des nahverwandten Blutes zwischen ihnen fehlte. Und so versuchte sie, anstatt die immer üppiger heranreifende Tochter mit Strenge zu erziehen, ihr jeden Tag alle ihre Wünsche zu gewähren, und steigerte den Drang des Mädchens, die freigebige Mutter zu liebkosen, ins Unermeßliche. Ja, als sie ihm eines Abends ein goldenes Kettchen um den Hals hing, daß dessen diamantenes Anhängsel ihm gerade in den wunderbar weichen beginnenden Buseneinschnitt zu liegen kam und dort glitzerte und Feuer schoß wie die Krone eines Zwergkönigs, da geschah es nachts, daß sich Mary, aus süßestem Traum auffahrend, ihrer Mutter an die Brust warf und, jede Schicklichkeit vergessend, sie mit ihrem halbnackten, vom Schlafe heißen Leib ganz überdeckte und preßte, daß die Frau in fürchterlichste Bedrängnis geriet. Gleich

nachher schlief zwar das Mädchen wieder fest ein, während die Mutter wach lag; sie fühlte sich ausgeliefert diesem jungen Wesen, dessen Liebesausbrüche sie zwiefach erschütterten, weil sie lechzte darnach und doch ahnte, daß sie kaum mehr ihr galten.

Am Morgen wagte sie zum erstenmal, die Art ihrer Ziehtochter zu rügen: „Gemach, gemach," rief sie, als diese sich vor dem Spiegel mit ausgespreizten Fingern die Wölbung ihrer Brüste maß, „bist ungeduldig zu wachsen, statt dich kindlich zu erhalten, wie's keuschen Mädchen ziemt, bis sie Braut werden."

„Auch's Beten hab' ich satt, ich sag's Euch frei," antwortete das Mädchen gereizt, als machte sie sich Luft von lange verhaßtem Zwang; „der Hieronymus über Eurem Altar ist mir eine lächerliche Gestalt!"

„O, o," seufzte die Mutter, „dieser Heilige, der duldet und herrscht zugleich über seine Lüste."

„Er stellt sich nur selbst bloß damit; denn niemand vermag's, Ihr nicht, ich nicht" ... so wandte sich ihr Ziehkind, verführerisch unbesiegbar lachend, nach der Hauptmannswitwe, daß sie sich bezaubern ließ und gleich mit ihren Küssen nach dem jungen Mund Marys haschte, die sich jedoch steif wegdrehte zur Strafe für den Tadel, den sie empfangen. Auch begleitete sie, als es dämmerte, ihre Mutter nicht in die Kirche und kam erst spät abends heim. Wie ein Stock lag sie nachts neben ihr, getrennt durch unsichtbare Granitwände und nicht mehr zu durchmessende Welten von ihr. Tagsüber schmückte sie sich dann unaufhörlich, wechselte jede Stunde von neuem ihre Armbänder und Halsketten dem Einbruch der Dämmerung entgegen, ihre Ziehmutter aber mußte eine schüchtern an ihr versuchte Liebkosung nach der andern jäh abbrechen, weil das Mädchen entschlossen schien, Rechenschaft von ihr zu fordern über den Grad und die Art ihrer Liebe, deren geheimnisvolles Wesen sie niemals aufzudecken gewillt war.

Abend für Abend blieb Mary aus. Ein Handlungsgehilfe, der Wochen hindurch am Eingang der Kirche wie ein Fischer nach Forellen sein Netz nach ihr ausgespannt hielt, hatte sie endlich gefangen und mußte nicht viele Verführungskünste anwenden, um sie in seiner Wohnung sich bald gefügig zu machen. Fast schamlos bezeugte sie ihm ihre Lust, sich von ihm küssen und drücken zu lassen, und wie sie unter den heftigen, allzuhäufigen Liebkosungen ihrer Ziehmutter während ihrer reifen Kinderjahre täglich von früh bis spät das Leben als eine einzige Liebesaffäre ansehen gelernt hatte, die freilich eingeengt blieb

durch die Begrenztheit ihrer eigenen Neigung der Hauptmannswitwe gegenüber, fühlte sie hier in der Behausung ihres jungen sinnlichen Handlungsgehilfen diese Grenze weichen und ihre Liebe, ihr gesamtes Sein mit sich reißend, uferlos dem Manne zuströmen. Das letzte Band, welches sie mit ihrer Ziehmutter verknüpfte, löste sich allmählich; nicht einmal die Mahlzeiten nahm sie mehr zu Hause, sondern ließ sich von ihrem Geliebten und seinen Freunden füttern. Wechselten sie einmal noch Worte miteinander, so gings um dieselbe Frage:

„Mary", eiferte die Mutter, „ich verbiete dir, aus meiner Tür zu treten; Hausarrest kriegst du, wochenlang. In den Winkel setz ich dich, an den Bettpfosten gebunden, wie früher, du garstiges, süßes Kind, daß du nicht weglaufen und dich nicht erwehren kannst meiner." Dabei strich sie ihr übers Haar, küßte sie auf Schläfe und Wangen, faßte sie am Nacken an und suchte ihr noch mädchenhafte Gesten, kindliche Liebkosungen zu entlocken, obgleich sie ahnte, daß ihr Ziehkind seine Keuschheit schon hundertmal preisgegeben hatte. Das Mädchen schüttelt sie ab:

„Meinst du, Mutter, das Türschloß sei fest genug? Meine Liebhaber brechen es auf, schleifen mich mit sich, und deine Küsse fallen ins Leere. 's ist aus, begreif doch, zwischen uns; deine Lippen schmecken mir nach Stroh. Nichts hast du in mir aufgezogen als die Sucht nach Liebhabern — du selbst warst dies mir eher als Mutter — ach, ins Riesenhafte; sie wechselt jetzt von dir zu den andern, bald zur ganzen Stadt. Sie sei das Leben, so faßt' ich's auf."

„Kind" entrang es sich der Frau, mußt' ich dir nicht die Eltern ersetzen, dich zwiefach lieben, mir Trost für meinen in Bosnien verscharrten Gatten schaffen? Güte war's, was mich trieb, mein weiches Herz, Schwachheit des Fleischs; verzeih mir!" Sie umklammerte die Kniee des Mädchens, welches sie verständnislos an den Handgelenken ergriff, ihr die Arme auseinanderbog und sich entfernte. In der gleichen Nacht verschwand sie mit ihrem Handlungsgehilfen; man hörte, sie habe sich einem Mädchenhändler angetragen, der sie weit weg entführte.

Seit dem Tage züchtete sich die Hauptmannswitwe ihr Kätzchen, das sie „Mary" taufte, und holte sich's jedesmal selbst von der Dachrinne des Nachbarhauses heim nach seinen Fluchtversuchen, wie heute, zur Verwunderung jenes Schneidermeisters im Hof, der auch diesmal unter dem Akazienbaum mit nach dem ersten Stock gereckten Halse stehen geblieben war und wartete, bis sie droben heraustrat:

„Sie brechen sich's Genick bei Ihrem tollen Nachsteigen die Dachtreppe hinauf hinter der maledeiten Katz." „Lassens mich", entgegnete sie mit ihrer tonlosen Stimme, die Hand als Schalltrichter angelegt, „sie schläft, meine Mary, kann nicht heraus durch's Schlüsselloch, bis ich zurück bin aus der Kirch'n." Vor Sankt Hieronymus dann, auf den Steinstufen knieend, spann sie die über dem Lager ihres einschlafenden Kätzchens ihr aufgetauchten Erinnerungen weiter und hielt Zwiesprache:

„Zeig du täglich mir die Striemen, Heiliger, deiner Geißelhiebe, daß ich an ihnen meß', ob meine auch lang und tief und blutig genug mir den Rücken hinunterlaufen, mein Fleisch zu zügeln, und das Gedächtnis an mein Ziehkind mir zu reinigen vom Nebel der Sinne, wie die Sturmgeißel das Sternlicht klärt."

Sprache und Volkstum

Von Bernhard Capesius

Im Kampf um Blut und Boden darf die überragende Rolle der Sprache für die Bildung des Volkstums nicht vergessen werden. Ja, in einem Buche „Mutter Sprache" von Schmidt-Rohr, das in der Schriftenreihe der Münchener „Deutschen Akademie" erschienen ist, wird sogar der Nachweis geführt, daß unter den vielen Begriffen, die wir mit dem Wort „Volk" verbinden (Untertanenschaft, soziale Klasse, Stamm, Glaubensgemeinschaft, Staatsbürgerschaft), der der „Sprachgemeinschaft" am ehesten eine „echte Wesensgemeinschaft" bedeute und für praktisch-politische Zwecke am besten brauchbar sei. „Volk ist die aus der Kraft der Sprache gewachsene Gemeinschaft einheitlicher Geistigkeit und einheitlichen Seelentums, es ist Gruppenpersönlichkeit von Eigenprägung, die ihre Glieder in eine bestimmte Wesensart hineinzwingt. Das auf diese Weise begrifflich durch Sprache bestimmte deutsche Volk ist seiner Wesensart nach überdies entscheidend bedingt durch Blut und Boden, Kirche, Staat, Geschichte."

Während in Deutschland, aber auch für das Deutschtum der ganzen Welt sich unter Umständen ein Gegensatz zwischen einzelnen dieser genannten Faktoren ergeben kann (konfessionelle Spaltung, Judenfrage, Schweiz, Deutschamerikaner), ist für uns Sachsen die grundsätzliche Übereinstimmung gegeben und daher eine besondere Herausarbeitung der Sprache als gemeinschaftbildende Kraft kaum notwendig.

Und doch kann es nicht unterlassen werden, immer wieder die Würde und den Wert unserer Muttersprache auch für unsere Volksgemeinschaft zu betonen. Denn auch diese Sprache bedarf der immer wachen Aufmerksamkeit und Pflege, soll sie ihre Aufgabe unter immer wieder geänderten Verhältnissen, in immer neuen Gefahren erfüllen können: Hüterin des Volksgutes zu sein.

Zweierlei Tätigkeit aber ist dabei vonnöten, die einander ergänzend erst das gemeinsame Ziel erreicht: eine erhaltende und eine fördernde. Zu der ersten gehört im besondern unsere sprachgeschichtliche Wissenschaft. Es ist heute beliebt, der historischen Wissenschaft „lebensferne", ja „lebenhemmende" Eigenschaften zuzuschreiben. Und doch steht sie, wie der Berliner Germanist Prof. Hübner neulich in einem Aufsatz ausführte, in dem von Moeller van den Bruck gezeichneten „konservativen" Sinn durchaus im Dienst aller aus echten lebendigen Wurzeln hervorwachsenden Erneuerung. Sprachgeschichte, Volksgeschichte war niemals „voraussetzungslose", rein intellektualistische Wissenschaft, wenn sie auch manchmal glaubte, es sein zu müssen. Insbesondere bei uns brannte sie von jeher in der Glut heißer Volksliebe, die manchmal nur zu sehr auch die Forschungs*methode*, nicht nur ihr Ziel beeinflußte. Drängen heute auch die stärksten Kräfte in unserer Volksgemeinschaft dazu, „Geschichte zu *machen*" und nicht „zu schreiben", so wären sie dazu doch nicht imstande ohne das ihnen durch die Sprache überlieferte geistige, sittliche und gefühlsmäßige Erbe.

Fördernde Sprachpflege aber beinhaltet vielerlei Aufgaben und bedarf zahlreicher Mitarbeiter: die Mutter im Hause bei der ersten Zwiesprache mit dem Kinde, der Lehrer in der Schule, der Pfarrer auf der Kanzel, der Vortragende und Redner in der Öffentlichkeit. Ja „jeder einzelne muß die Verantwortung gegenüber jedem Wort fühlen, das über seine Zunge geht, gegenüber jeder wertenden Stellungnahme zur Welt" (Schmidt-Rohr). Wenn das für Deutsche in deutscher Umgebung gilt, so noch viel mehr dort, wo *Zweisprachigkeit* nicht nur die Erhaltung der Volksgemeinschaft, sondern auch die geistig-sittliche Entwickelung des Einzelmenschen bedroht.

Eine besondere Aufgabe ergibt sich für uns auch aus dem starken Eigenleben unserer Mundart, das eine „doppelte Muttersprache" zur Folge hat. Diese Tatsache bedeutet eine Bereicherung unseres geistigen Volksdaseins. „Wer die heimische Mundart hört, atmet die Luft des Mutterhauses, fühlt sich geborgen in der Lebenswärme, die ihre von

Gefühl gesättigten Klänge ausströmen" (Schmidt-Rohr). Auch diese Mundart zu pflegen, ist Aufgabe dort, wo sie aus Gedankenlosigkeit oder falschem „Vornehmtun" — also insbesondere im niedern Bürgertum — zugunsten eines „Jargons" abgelegt wird. Viel wichtiger aber ist es, daß die Hochsprache immer mehr und immer reiner Eigentum unserer geistig führenden Schicht werde. „Nur wer die Hochsprache in Wort und Schrift beherrscht, hat den Zugang gewonnen zu der die Nation umspannenden kulturellen Sphäre seines Volkes" (A. Bock in „Deutsche Mundartenforschung"). Die aus dem Blut geborene Mundart ist der Saft, der im Stamme hochsteigt, aber erst in der Krone reifen die vom Geist der Hochsprache befruchteten edelsten Früchte.

Für diese Sprachpflege, für diesen geistigen Aufbau im Dienste unseres Volkstums hat der „Klingsor" in seinem zehnjährigen Bestehen oft und oft geworben, zur allgemeinen Kenntnis unseres Volksschicksales, durch heimisches Schrifttum in sprachlich hochstehender Gestalt hat die aus dem „Klingsor"-Kreis hervorgegangene „Buchgilde" entscheidend beigetragen. Aus solchen sprachlichen Leistungen erwächst immer engere Verbundenheit mit den Brüdern im Reich und in der Welt. Auch das neue „Landestheater" ist gleichzeitig Dienerin deutscher Sprachpflege und deutschen Volkstumsgedankens. Durch die gemeinsame Hochsprache wird der Banater Schwabe und der Siebenbürger Sachse, die einander sonst nicht verstehen würden, dem hohen Gut deutscher Dichtung gleichmäßig zugeführt und für die Volksgemeinschaft gereift.

Unsere heimische Sprach- und Geschichtswissenschaft, unsere Volkskunde sind einmal als unfruchtbarer „Idealismus" bezeichnet worden. Gewiß mit Recht, wenn sie die „entscheidende Herrschaft über die völkische Lebensgestaltung beanspruchen." Aber wo sie sich bewußt als Diener und Mithelfer eines Höheren betrachten, da sollte ihr großer Wert nicht verkannt werden. Sprache, Volkstum und Glaube waren für Martin Luther eine dynamische Einheit, die handelnd erlebt wurde. Auch für uns können, ja sollen, nein müssen sie es auch heute noch sein.

Der Charakter

Ein philosophisches Bruchstück

Von Alfred Pomarius

Charakter ist der Lebensstil einer Individualität.

Charakter ist also irgendwie Gesetzlichkeit, Gesetz vor allem menschlichen, Gesetz auch überhaupt organischen Daseins.

Das ist zunächst nur Wort-, keine Sacherklärung, und dazu sehr abstrakte, magere Worterklärung.

Und doch deutet sie auf den sachlichen Kern hin. Denn Gesetz, das „ewige, eherne", ist das Starre, Gleichbleibende, Unwandelbare. Träger aber des Starren, Gleichbleibenden, Unwandelbaren ist in der Weltwirklichkeit der Raum.

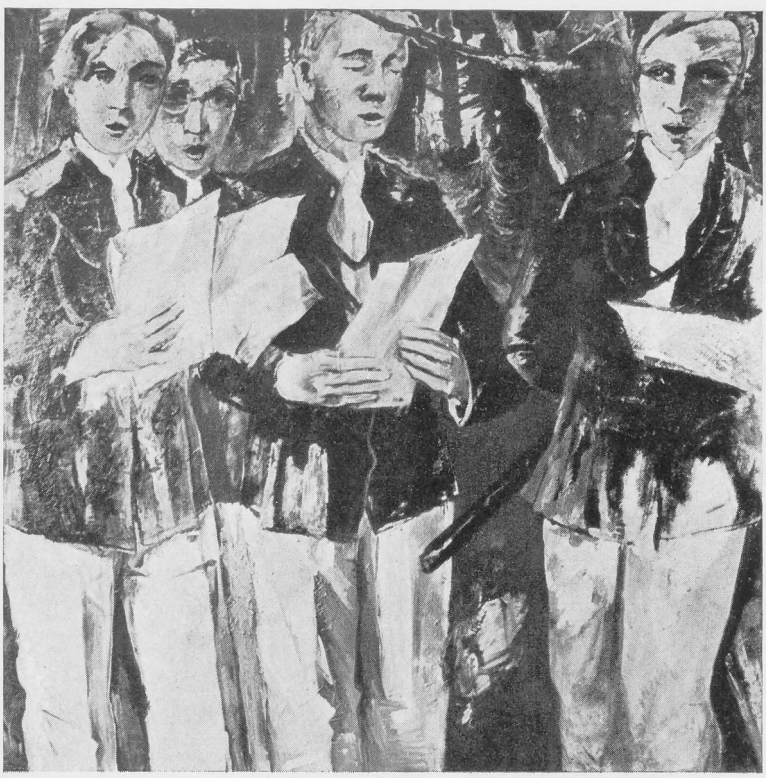
So hängt Charakter in seinen metaphysischen Wurzeln irgendwie am Raum.

Träger aber alles Fließenden, aller Veränderung, des Zufälligen und damit des Gesetzwidrigen und Charakterlosen ist die Zeit.

So hängt Charakterlosigkeit in ihren metaphysischen Wurzeln irgendwie an der Zeit.

Von hier aus fällt ein scharfes Licht auf das Wesen von Gesetz und Charakter im organischen, besonders im tierischen Dasein.

Organisches Dasein ist beseeltes Dasein. Es steht unter der Führung der Seele. Was aber ist Seele? Auf diese Frage eine erschöpfende Sacherklärung zu empfangen, wird man sich aus dem Kopfe schlagen müssen. Man wird mit dem Versuch einer Beschreibung vorlieb nehmen müssen. Seele ist der eine Pol, der bestimmende Pol organischen Daseins. Die eine hauptsächliche, ganz unbezweifelbare Eigenschaft des Seelischen ist seine Unräumlichkeit. Ganz selbsttätig wird dadurch der Blick des Erkennens darauf hingelenkt, daß Seele etwas Zeitliches sei. Und es ist unleugbar, Seele hat die kennzeichnenden Eigenschaften der Zeit: strömendes, rastloses Treiben, ständiger Wechsel, immer erneutes Werden und Vergehen. Schlankweg zu sagen, Seele ist Zeit, wäre falsch; dazu ist Zeit zu sehr bloße Form. Es wird so sein, daß Seele substanzieller ist als Zeit, aber Zeit das Schema des rein Seelischen.



Waldemar Schachl. Singende Schüler

Wie immer dies nun „eigentlich" sei, die enge Beziehung zwischen Seele und Zeit und damit zwischen Leben und Zeit ist da und ist grundlegend. Darum begreift man, warum lebendiges Dasein so viel gesetzloser ist als lebloses Dasein. Warum das Organische so vielfältig, zur Vereinzelung neigend, einzigartig ist.

Alles Organische ist verglichen mit dem Anorganischen charakterlos.

Womit nicht gesagt ist, daß es nicht seine eigenen Formen von Gesetzmäßigkeit und damit von Charakter habe. Sie stammen aus seinen Beziehungen zum Raum und werden durch diese gestaltet. Schon Seele selbst ist nicht etwa bloße Zeit, sondern ein Prinzip, das in den Raum wirkt, also Eigenbeziehungen zum Raume hat. Es muß in der Seele selbst etwas Raumartiges sein, ein „Trieb zum Raume." Es ist das, was man Gedächtnis nennt.* Gedächtnis ist jene Seite des Organischen, die seinen rastlos vorwärts treibenden Drang hemmt, die das Gesicht der Zeit rückwärts wendet, indem es die Vergangenheit in die Gegenwart hineinballt!

Auf dem Gedächtnis ruht alles Eigengesetz, aller Charakter des Seelischen, weil auf ihm Wiederholung, Rhythmus, Wiederkunft ruhen, ohne die es Gesetz nicht geben kann.

Durch Gedächtnis senkt Seele ihre Wurzeln in den Raum und bildet sich der Materie ein. Deshalb ist auch der Körper, jener andere Pol des organischen Daseins, in seinem jeweiligen artgemäßen Sosein die im Raum aufgespeicherte und erstarrte Gedächtnisleistung vorausgegangener Generationen.

Man versteht hieraus, daß im organischen Einzelwesen der Aufbau des Charakters oder Lebensstils folgende Schichtung zeigt.

Grundlegend für diesen Lebensstil ist das Gesetz des Körpers und damit das Gedächtnis der Ahnen. Vom Körper und seinem Aufbau im weitesten Sinne hängen die Form- und Wirkenstypen des Organischen ab. Im Körperbau liegt die unwandelbarste, weil am stärksten raumgebundene Schicht des organischen Charakters.

Darüber erhebt sich, weniger raumgebunden, aber noch immer vom Gedächtnis der Ahnen bestimmt, die den besonderen tierischen Charakter prägende Schicht des Instinktes. Instinkt ist der durch Gedächtnis erblich fixierte und ausgerichtete Trieb.

Auch beim Tier noch feststellbar, aber für sein Eigengesetz nicht we-

* Gedächtnis ist zum Unterschied der bewußten Erinnerung etwas Unbewußtes.

sentlich, ist die dritte Schicht des organischen Charakters, die eigentlich individuelle Schicht, bestimmt durch Gewohnheit. Gewohnheit ist durch Eigengedächtnis fixierter Trieb.

*

Soweit der Mensch organisches Wesen und Tier ist, gilt all dies auch für den Menschen. Und der Mensch ist Tier, in gutem und in schlechtem Sinne.

In desto besserem Sinne, je reiner und überwiegender in seinem Innenleben der organische Charakter erhalten ist, also das Zusammenspiel von körperlichem und Instinktgesetz. Menschen, die dies haben, sind solche der unbewußt organischen Sicherheit und des reinen Seelenstils. Es sind die Rassemenschen. Rasse haben heißt beim Menschen einen unverbildeten organischen Charakter haben. Praktiker wissen welch unschätzbaren Bestandteil dieser im menschlichen Gesamtcharakter bildet. Hier liegen die tiefen volkserzieherischen Angelpunkte der Rassenlehre.

Bis hierher ist menschlicher Charakter eine klare, eine naturhafte Angelegenheit. Eine stille, paradiesische Küste. Zum menschlichen Gesamtcharakter aber gehört noch unendlich viel wesenhaft Anderes. Ein Meer von ungeheueren und ungeheuerlichen Wirklichkeiten und Möglichkeiten.

Sie liegen in der Tatsache beschlossen, daß der Mensch zwar auch Tier aber darüber hinaus noch etwas grundsätzlich Anderes ist. Es kommt in ihm zu dem räumlichen Pol des Körpers und dem zeitlichen Pol der Seele noch ein Drittes hinzu, was deutsche Philosophie der Gegenwart (Klages) wohl unverlierbar der Erkenntnis sichergestellt hat, ein überraumzeitlicher Pol, der Geist.

Damit erscheinen die Möglichkeiten von Eigengesetz und damit Lebensstil und Charakter im Menschen dem Tiere gegenüber wesenhaft verschoben. Denn es gibt außer dem Raume noch eine andere und zwar ihm ungeheuer überlegene Sphäre des Unwandelbaren, Ewigen, und damit des Gesetzes: die Sphäre des Überraumzeitlichen. Ich will sie hier nicht benennen, sondern nur feststellen, daß sie es ist, die durch den Geist im Menschen sich organischem Leben einbildet.

Die Eigenart menschlichen Charakteraufbaues wird nun dadurch bezeichnet, daß neben die raunartigen Gesetzesbildner der lebendigen Seele überragend der überraunzeitliche Gesetzesbildner Geist tritt. Jenes wesenhaft Gesetzlose, das in jedem Falle, sowohl vom Körper, als

auch vom Geist her einer Bindung in bestimmten festen Richtungen unterworfen wird, ist die freie Triebenergie der Seele.

Diese Energie ist im Tiere zum weitaus überwiegenden Teil körper- und instinktgebunden. Die Spanne des ungebundenen Teiles ist sehr gering. Darauf beruht die Ausgeglichenheit tierischen Daseins.

Damit nun jene Energie überhaupt für einen andern Krafteinfluß verfügbar werde, muß sie aus ihrer früheren Gebundenheit entbunden werden. Und das ist im Menschen der Fall. In ihm erscheinen alle Instinkte aufgelockert, alle Triebe entbunden. Sein Innenleben zeigt im Vergleiche zum Tier eine Ausgangslage, die am besten als Anarchie der Triebe bezeichnet wird.

Die große Hauptfrage für das Zustandekommen menschlichen Charakters ist nun die, wie aus dieser Anarchie der Triebe eine neue Ordnung des Gleichklanges der Triebe wird, die, vom Geist geführt, sowohl die Ausgeglichenheit zwischen Geist und Seele sichert, als auch dem Körper gibt, was des Körpers ist.

Die Erfahrung lehrt, daß die Erfüllung dieses „sowohl als auch" dem menschlichen Geist nur in Ausnahmsfällen möglich ist. Daher man so selten unter den Menschen das findet, was man einen vollkommenen Charakter nennt.

Auf die Ursachen dieses Versagens der menschlichen Natur kann hier nur bruchstückweise hingewiesen werden.

Zum Ersten hat es darin seinen Grund, daß die lebendige Triebenergie, indem sie der Führung der Seele entzogen und der des Geistes unterstellt wird, ihrer natürlichen Bestimmung entzogen wird. Sie wird in bestimmter Hinsicht vergewaltigt, in einer ihrer bisherigen Natur fremden Richtung verwendet. Darin liegt ein tiefes Moment der Störung", der Reibung und Unvollkommenheit.

Der sachliche Unterschied dieser Richtungsverschiedenheit läßt sich kurz so andeuten; während der Instinkt die lebendige Triebenergie unbewußt auf die Erfüllung organischer Zweckmäßigkeiten richtete, richtet der Geist sie bewußt auf die Erfüllung von Kulturtaten.

Hier meldet sich nun eine zweite ganz grundlegende Quelle metaphysischer Unzulänglichkeit der menschlichen Natur: Das Bewußtsein. Sein Wesen und seine Rolle innerhalb menschlichen Daseins sind durchaus vom Geist her bestimmt, obwohl es als Erscheinung aus dem Bereich organischen Lebens stammt. Auch das Tier hat Bewußtsein, aber sozusagen um punktförmiges, nur in kurzen Augenblicken

aufleuchtendes. Im Menschen ist es aber zu einem dauernden Lichtband auseinandergezogen, das wie ein zeitloses Auge betrachtend und zuschauend über der vergleitenden Linie des Lebens schwebt. Man sieht leicht ein, daß diese Eigenschaft vom Geist her stammt, wenn man in Rechnung stellt, daß Geist in reinster Form ruhendes, selbstgewisses Schauen in der Ewigkeit ist. Man ersieht daraus auch, daß das menschliche Bewußtsein Ichbewußtsein sein muß.

Für die Charakterbildung ist hiebei zweierlei ausschlaggebend. Erstens daß das Ichbewußtsein individuell ist. Das Eigengesetz seelisch-geistigen Lebensstils muß vom Gesetzesbildner Geist in jedem Individuum frisch aufgebaut werden. Erst der Mensch ist also das Einzelwesen in Reinzucht, gegenüber dem Tier als wesentlichem Artwesen. Es ist selbstverständlich, daß hiebei nicht alle durch die Auflockerung der Instinkte entbundene Triebenergie ordnend gebunden werden kann. Vielmehr bleibt im Menschen dauernd ein Teil dieser Energie frei, so daß es grundsätzlich ungewiß bleibt, ob und wann bei einem bestimmten Menschen die Charakterbildung abgeschlossen ist.

Ferner ist von folgenschwerer Wichtigkeit, daß nun im menschlichen Innenleben alles ins Bewußtsein treten kann, besonders all die Zweckmäßigkeiten und Bedürftigkeiten seines rein organischen Daseins, und die Triebe und ihre Wunschbilder. Daß sie aus dem Dämmerlicht des organischen Seelentums in die blendende Helle des Ichbewußtseins treten, noch dazu in instinktentbundenem Zustande, verleiht ihnen eine ungeheuer übersteigerte Gefühlswertigkeit. Sie wuchern zu phantastischer Mächtigkeit auf und in der Folgewirkung dieser tragischen Lage schlägt im Menschen leicht die Anarchie der Triebe in eine Diktatur der Triebe um, bevor die Wirksamkeit des Geistes Zeit hat, die Bändigung der Triebe vorzubereiten und ins Werk zu setzen. In solchem Falle tritt an Stelle des Geistes als Herrscher über die gesamte Triebenergie einer oder mehrere Triebe. Dann tritt das ganze seelisch-geistige Leben in den Dienst der Wunschbilder dieses Triebes. Die so entstehenden menschlichen Typen sind zu bekannt, als daß sie im Einzelnen müßten geschildert werden. Es ist besonders einer der organischen Triebe, dessen derart diktatorischem Auftreten der Mensch kaum entgehen kann, es ist der Selbsterhaltungstrieb. Die tausend Schattierungen und Abarten seines diktatorischen Auftretens sind die Egoismen. Ohne sie ist schwer ein menschliches Einzelcharakterbild zu denken.

Das Verwickelte im Aufbau menschlichen Charakters wird gerade an dieser Stelle dadurch bewirkt, daß die Diktatur der Triebe auch eine bloß teilweise sein kann, so daß neben ihr eine beschränkte Bändigung der Triebe im Dienste von Geistesleistung stattfindet. Ja dies ist wohl die Regel, woraus sich die Zweideutigkeit der meisten Charakterbilder beim Menschen erklärt.

Das Gesagte kann die Fülle von Problemen nur andeuten, die sich hier melden. Es zeigt aber daß man sich hier, auf dem Kampfplatz des Geistes mit den Trieben, im eigentlichen Gebiet menschlicher Charakterbildung befindet. Wird hier auf dem Feld seelisch-geistiger Auseinandersetzung ein Eigengesetz des Individuums herausgebildet, dann spricht man in betontem Sinn vom Vorhandensein von Charakter. Im anderen Falle aber von Charakterschwäche oder Charakterlosigkeit. Diese wird also auch im Menschen bezeichnet dadurch, daß die Bindung der Triebe fehlt. Diese Schicht menschlichen Gesamtcharakters wird wohl am besten *der ethische Charakter* genannt.

Bloß der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß im Menschen noch eine dritte Charakterschicht feststellbar ist, der *geistige Charakter* der sich als individuelles Eigengesetz eines menschlichen Einzelgeistes darstellt. Es wird greifbar in den verschiedenen Begabungen und Talenten, die der Mensch im Hinblick auf sein Kulturhandeln zeigt und vollendet sich in Geistestypen, wie dem Soldaten, Künstler, Priester, Gelehrten.

Kühle Verheißung

Von Heinrich Zillich

Abend, du viel besungenes Warten,
Klarheit des Himmels und letzter Winde Gefild,
ragender Bäume duldendes Dunkeln im Garten,
Wende, darin sich spiegelt Gottes ruhiges Bild,
da er mit großen und niemals gesehenen Händen
rafft von der Erde das Licht in den Himmel empor.
Unten ist's dunkel, aber mit rötlichen Enden
blaut noch die Schale des Alls und der Stern tritt hervor.

Wehrlos verdunkelt dein Leib, doch die Augen
sind nicht gebannt an die irdische Stund,
steigen hinauf zu den Sternen und saugen
ihr kühles Verheißen hinab in den Grund.

Unser Echo

In den letzten Monaten erhielt unsere Zeitschrift zahlreiche Glückwunschbriefe zu ihrem zehnjährigen Bestehen. Viele Blätter und Zeitschriften im Reich würdigten dies Ereignis. Einige Zuschriften seien hier wiedergegeben:

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich! Ihre Zeitschrift „Klingsor", die jetzt an der Schwelle des 2. Jahrzehnts steht, hat mit starker Energie und betontem Eigenwillen an einer neuen geistigen und politischen Formgebung der alten sächsischen Lebenswerte gearbeitet. Die Wirkung Ihrer Zeitschrift, die im Reiche immer eine besondere Beachtung und Würdigung und zwar häufig über die eigentlichen volksdeutschen Kreise hinaus gefunden hat, trägt das Gepräge Ihres Willens und Schaffens. Sie hat daher gerade im letzten Jahre mit Erfolg der seelischen Gleichrichtung des Siebenbürger Sachsenlandes mit dem großen Geschehen im Reich gedient. Erfreulicherweise hat Ihre Zeitschrift weniger auf der im engeren Sinne politischen als auf der geistig kulturellen Ebene ihre Wirkung entfaltet und dadurch vertieft.

Mit den besten Wünschen für weiteres Gelingen, Ihr W. Steinacher, Reichsführer des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland.

Sehr geehrter Herr Dr. Zillich! Ich habe Ihre Zeitschrift „Klingsor" seit Jahren gelesen und es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß ich stets mit größter Freude und Ehrfurcht Ihre gute und verantwortungsvolle Arbeit für das Deutschtum jenseits der Grenzen begrüßt habe. Sie haben mit Ihrer Zeitschrift wirklich Ausgezeichnetes geleistet und ich wünsche Ihnen, daß es Ihnen möglich ist, sie auch in der Zukunft auf der Höhe zu halten, auf der sie bisher gestanden hat. Gerade jetzt ist es besonders wichtig, daß Männer wie Sie für das Deutschtum in der Welt Zeugnis ablegen. Ich bin gewiß, daß das ganze Deutschland Ihnen gegenüber von der Dankbarkeit erfüllt ist, in der ich Ihnen jetzt die Hand drücke.

Mit deutschem Gruß Hans Friedrich Blunck, Präsident der Reichsschrifttumskammer.

Zehn Jahre lang hat der „Klingsor", manchen Widerständen zum Trotz, die Jugend zum Kampfe für neue künstlerische und völkische Ziele aufgerufen. Welche Opferbereitschaft, welche entsagungsvolle Arbeit und welcher Mut zu solchem Unternehmen in einer kleinen Gemeinschaft gehört, wie sie das sächsische Volk in Siebenbürgen darstellt, vermag der Reichsdeutsche gemeinhin gar nicht zu ermessen. Wohl aber kann er bestätigen — und die Stunde ist gekommen, dies einmal offen auszusprechen! —, daß der Klingsor-Kreis für die literarische Entwicklung und Geltung des Deutschtums in Rumänien ganz Außerordentliches geleistet hat. Er darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, den geistigen Anschluß an das deutsche Gegenwartsschrifttum hergestellt und damit eine kostbare Überlieferung des sächsischen Volkes in Zeiten hochgehalten zu haben, die für das ganze Deutschtum in der Welt glückhaft und leidvoll wie nie zuvor in seiner wechselvollen Geschichte geworden sind. Wir im Reiche können nur eins wünschen: Kraft, Kraft, Kraft, das Begonnene weiterzuführen hinüber in eine Zeit, die dem deutschen Anteil an der menschlichen Entwicklung die ihm gebührende Anerkennung nicht versagen wird.

Dr. Franz Thierfelder, Generalsekretär der Deutschen Akademie.

Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)